Yl 49
dpl

# Frankreich

in

den letzten Tagen des Juli 1830

mit

besonderer Rücksicht auf Paris.

---

Nach den zuverläßigsten Berichten zusammengestellt.

TURN-VEREIN BAMBERG

BAMBERG

---

Stuttgart,
E. Schweizerbart's Verlagshandlung.
1830.

G 99/127

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Wir beschreiben in diesem ausserordentlichen Hefte, unserem Versprechen gemäß, die großen Ereignisse vom 25 — 29. Juli, eine Revolution, die an Energie und Schnelligkeit der Ausführung und an beispielloser Wichtigkeit der Folgen Alles übertrifft, was die Geschichte in dieser Art kennt.

Um diese Revolution einigermaßen zu verstehen, ist ein kurzer Rückblick auf die Vergangenheit und auf die nächsten Ursachen, welche sie veranlaßten, nothwendig; da wir aber die frühere Geschichte Frankreichs vom 1. Januar 1830 bis zum Monat Julius in unsern späteren ordentlichen Heften nachliefern werden, so können wir hier kurz seyn.

Die Bourbons wurden im Jahre 1814 nicht durch den freien Willen der Nation auf den Thron zurückgerufen, welchen die früheren Könige ihres Geschlechts durch ihre Tyrannei untergraben, und Ludwig XVI. durch seine Schwäche gestürzt hatte; sie wurden vielmehr durch die Waffen der Feinde Frankreichs und mit Gewalt wieder eingesetzt.

Dieser Ursprung ihrer Macht, die Erinnerung Frankreichs an ihre frühere Thaten, selbst an ihre Leiden, die Furcht vor Rache, vor Allem aber der Triumph der Partei, die mit ihnen aus der Verban-

nung zurückkehrte, waren eben so viele Keime des Verderbens für die Dynastie der Bourbons, sobald sie nicht mit einer Mäßigung und einer Klugheit zu Werke ging, die man freilich nach den früheren Beispielen kaum erwarten konnte.

Andererseits war Frankreich im Jahre 1814 durch den zwanzigjährigen Krieg erschöpft; müde der kostspieligen und blutigen Triumphe; entmuthigt durch die letzten Niederlagen, und um jeden Preis der Ruhe bedürftig. Es war daher zu erwarten, daß das Land, wenn man ihm eine vernünftige Freiheit gönnte und den Besitz der theuersten Rechte der Revolution erhielt, ruhig bleiben würde.

Zum Glück war der klügste der Bourbon'schen Prinzen auch zugleich der älteste, und also zunächst zur Besteigung des Thrones seiner Väter berechtigt.

Ludwig XVIII. begriff seine Stellung. Obgleich im Hasse gegen die Volksfreiheit, welche nach der Meinung seiner Familie alles Unglück über sie gebracht hatte, aufgewachsen und alt geworden, vermochte er es über sich, den Franzosen eine freie Verfassung, die constitutionelle Charte von Frankreich, zu verleihen.

Dieser Charte blieb er auch, bestärkt durch die Erfahrung der hundert Tage, bis an sein Ende ziemlich getreu, freilich nicht sowohl aus Gewissenhaftigkeit, noch weniger aus Liebe für freie Institutionen, sondern weil er Verstand genug besaß, um einzusehen, daß die Charte das einzige Band sey, welches seine Dynastie hinfort an Frankreich fesseln würde: denn die Wohlunterrichteten sind darüber einverstanden, daß seine persönlichen Neigungen und Gefühle für die alte Regierungsweise,

für den Zustand vor 1789 waren, und daß nur das Interesse ihn auf der Bahn des Rechts erhielt. Und weil die Neigungen meist mächtiger sind als der Kopf, und oft das Uebergewicht bekommen, so zeichnete sich seine Regierung durch ein peinliches Schwanken zwischen den Grundsätzen der Charte und der Desporie und durch beständigen Ministerwechsel aus; ein halb liberales Ministerium machte fortwährend einem halb servilen Platz, und so umgekehrt, je nachdem die Umstände, die Nation oder die geheimen Absichten des Königes begünstigten. Man nannte dieses Verfahren damals das Schaukelsystem.

Im Ganzen aber wußte Ludwig XVIII., wie wir schon sagten, den Schein zu bewahren, und die Charte blieb im Wesentlichen unangetastet.

Das große Unglück der Bourbons bestand darin, daß sie nicht allein aus ihrem Exile zurückkamen, sondern begleitet von einer zahlreichen Partei, die mit der königlichen Familie das Unglück der Verbannung und des Mangels getheilt hatte, und nun mit ihr triumphirte. Diese Partei bestand aus den Adelichen und Priestern, welche durch die Revolution ihre Güter verloren, und mit den Prinzen in's Ausland gewandert waren. Diese Leute hatten ihre Restauration so gut, als ihre Gebieter, zu machen. Wie jene ihren Thron wieder erlangt, wollten sie ihre Privilegien wieder, die sie vor 1789 besaßen. Der Adel wollte wieder in seine Güter, die Geistlichkeit in ihre ungeheuern Besitzthümer und Vorrechte eingesetzt seyn. Diese Partei hatte sich die persönliche Neigung der königlichen Familie erworben, und umgab dieselbe vom Anfang der Restauration

an: dieß entschied den Geist derselben. Wer zur Gewalt gelangen wollte, die zahllose Menge derer, welche wie in allen Staaten, so auch in Frankreich, in die Stellen sich eindrängen, mußte diesen Grundsätzen, den Anmaßungen des Adels und der Priesterschaft, die den Thron umgaben, huldigen.

Aber die Charte, welche Ludwig XVIII. gegeben, widersetzte sich diesen geheimen oder offenen Planen; daher seit 1814 der Krieg jener mit den Bourbons so eng verbundenen Partei wider die Verfassung Frankreichs. Ihren Ansichten zu Folge war die Charte ein Blendwerk, das man in den Zeiten der dringenden Noth dem Volke vorgehalten; sobald bessere Zeiten kämen, sollte sie zurückgenommen werden. Einen Versuch, diesen Plan auszuführen, waren die Ordonnanzen vom 25. Juli, welche nun den Sturz der Bourbons herbeigeführt haben. Es ist gewiß, daß das Interesse der königlichen Familie ganz verschieden war von der Taktik dieser Parteimänner: denn was lag dem Könige, wenn er klug zu Werke gehen wollte, daran, ob die Mitglieder der früher bevorrechteten Stände ihre Privilegien wieder erhielten oder nicht; er konnte ruhig herrschen, wenn es auch in Frankreich keinen Adel mit Feudalrechten, keine Geistlichkeit mit ungeheuern Besitzungen gab. Die Politik der Bourbons forderte, daß sie gleich bei der Restauration die angesehensten und glorreichsten Männer in ihre Sache zogen; daß sie alle übrig gebliebenen unschädlichen Elemente des Kaiserreichs und die glänzendsten Talente Frankreichs an ihr Interesse knüpften, und dem Willen der Nation nachgaben; daß sie also jene Leute, welche Frankreich ausge-

stoßen, aufopferten, ob gleich diese mit ihnen früher das Unglück getheilt: denn der Thron kennt keine Dankbarkeit; er muß nach seinem Interesse handeln, weil er über allen Parteien stehen soll; und weil sein wohlverstandenes Interesse eins mit dem der Nation ist. Allein dieses Verfahren war nicht möglich, denn die Bourbons waren durch ihre Erziehung, durch Erinnerungen an die frühere Zeit, durch gleiche Leiden, durch Dankbarkeit, durch Standesansichten mit dieser Partei aufs Innigste verbunden; der Rath der Klugheit konnte nicht gehört werden; deßhalb ist es aber auch gewiß, daß die Restauration, vom Anfang an, den Keim des Verderbens in sich trug.

Indeß, so lange Ludwig XVIII. regierte, konnte es nicht zum offenen Bruche kommen, aber schon gegen das Ende seiner Tage wandte sich der Blick der royalistischen Partei sehnsüchtig nach dem Thronfolger, dem Bruder des Königs. Dieser, hofften sie, sollte ihr Erlöser werden, sollte die letzten Spuren der Revolution zerstören. Ludwig XVIII. sah dieß nur zu deutlich ein. Er soll prophetisch zu dem Herzog de la Chatre gesagt haben: „Ich allein halte den Sturm auf; er wird aber nach meinem Tode ausbrechen. Ich habe den Thron auf das Gesetz gegründet; man wird diese Grundsäule zu zerstören suchen, und die Folge wird seyn, daß das ganze Gebäude einstürzt.“ Im Jahre 1824 starb Ludwig. Sein Bruder, früher Artois genannt, bestieg unter dem Namen Carl X. den Thron. Dieser Prinz besaß ohne Zweifel unter allen seinen Brüdern die geringsten Fähigkeiten des Kopfes und des Herzens. Er hatte Vieles zur Revolution von

1789 beigetragen. Sein Hochmuth gegen das Volk, seine Jagdliebe, vor Allem aber seine unselige Verbindung mit der Familie Polignac, welche den ersten Anlaß zur Revolution von 1789 gegeben, machten ihn schon damals in hohem Grade verhaßt. Am wenigsten von allen Prinzen konnte er sich in die vom Volke erstrittenen Rechte fügen; er war einer der Ersten, welcher auswanderte, um im Auslande, überall, wohin er kam, seinem Vaterlande Feinde zu erwecken; und doch hatte er nie den Muth, die Waffen selbst gegen Frankreich zu tragen. In seiner Jugend war er sehr ausschweifend, und als das Alter heranrückte, wurde er bigott; denn zu dem Bewußtseyn der Jugend-Sünden, das gewöhnlich dann laut wird, wenn die Kräfte verwelkt sind, kam bei ihm noch das dunkle Gefühl, daß sein Haus eine schwere Stellung in Frankreich habe, und daß der Thron fremder Hülfe bedürfe. Diese sollten ihm die Gebete der Priester verleihen.

Man kann denken, mit welchen kühnen Hoffnungen ein solcher Fürst die zahlreiche Classe der herrschsüchtigen Priester erfüllte. Die Jesuiten, obgleich durch die Gesetze verbannt, hatten am Hofe feste Wurzeln getrieben; der König und seine Umgebung war ihnen blind ergeben, ja Carl X. soll sich selbst in ihren Orden haben aufnehmen lassen.

Das französische Cabinet stand unter ihrem Einflusse; von St. Cloud aus wurden geheime Verbindungen gegen die Freiheit der Völker nach allen Ländern hin, nach Spanien, Italien, selbst nach Deutschland unterhalten, und nur wer den Jesuiten huldigte, konnte in Frankreich zu Ehren gelangen.

Als Carl X. den Thron bestieg, stand der berühmte Villéle an der Spitze des Ministeriums. Dieser Mann ist von der Volkspartei mit Schmähungen überladen worden; doch ist es ausgemacht, daß er der fähigste aller Minister seit der Restauration war. Den Freiheiten Frankreichs so abgeneigt als sein Gebieter, besaß er in einem hohen Grade die Kunst, die Charte unter dem Scheine des Rechts, durch gesetzliche Mittel zu zerstören. Seine ganze Amtsführung war ein fortwährender Krieg gegen die Charte, aber so, daß er sie mit ihren eigenen Waffen, d. h. mit den Kammern bekämpfte, und daß er die Formen derselben gegen ihren Geist wandte. Nie würde dieser Mann sich die plumpen Gewaltschritte erlaubt haben, durch welche Polignac die Ereignisse vom 25. Juli herbeiführte, und doch wäre er vielleicht am Ende zum Ziele gelangt.

Glücklicherweise aber ward er durch die Kammer von 1828 gestürzt, und sein Ministerium als das beweinenswerthe (déplorable) bezeichnet. Diese Niederlage war dem Könige, der ein gränzenloses Vertrauen in die Fähigkeiten seines Ministers setzte, unerwartet. Eine Ahnung dessen, was seinem Hause drohte, wenn er der Nation völlig entgegen wäre, durchflog ihn; er wurde seinen Grundsätzen ungetreu und zur Nachgiebigkeit geneigt.

Ein halb liberales, aus widerstrebenden Bestandtheilen zusammengesetztes Ministerium, an dessen Spitze Martignac stand, ward gebildet. Man wollte den Weg der Charte einschlagen, und einige freisinnige Gesetze wurden den Kammern vorgelegt. Aber dieß war nur Blendwerk; die rechte Seite der Kammern, die er-

kauften Vertreter des Volks wußten wohl, daß es mit dem Vorschlage nicht Ernst sey; daß sie sich dem Hofe angenehmer machen würden, wenn sie dieselben verweigerten, als wenn sie dieselben annähmen. Die Volkspartei andererseits war durch das letzte Ministerium zu sehr erbittert; sie wollte Alles oder Nichts, und keine halben Maßregeln. So sah man dann zum Erstenmale das auffallende Schauspiel, daß die entschiedensten Anhänger des Volks und der Gewalt zusammenstimmten, und die halb liberalen Maßregeln verwarfen.

Dieß war es eben, was die Congregation gewünscht hatte. Nun konnte man ohne Scheu zu dem Könige sagen: „Sire, Sie sehen, welche Unterthanen Sie haben; wenn Sie ihnen mit Vertrauen, mit so vieler Gnade entgegen kommen, so wird Ihre gütige Hand mit Verachtung zurückgestoßen. Man muß diese Menschen mit der Ruthe regieren.“

Man wollte nun endlich auch einmal entschieden handeln; es wurde ein Ministerium beschlossen, das alle Kräfte der königlichen Partei umfassen sollte. Aber wer sollte an die Spitze desselben gestellt werden? Ein ehrgeiziger Priester, der Cardinal Latil, trat in die Schranken mit dem auserkohrnen Lieblinge der königlichen Familie, mit Polignac. Der Cardinal griff den König an seiner schwachen Seite an; er stellte ihm das hohe Verdienst vor, welches er im Himmel erringen werde, wenn er einen Priester zur Herrschaft berufe; auch der heilige Vater in Rom verwandte sich für ihn. Der König schwankte zwischen Furcht vor dem geweihten Stande des Candidaten und zwischen der Vorliebe für

seinen „Theuren“ Polignac. Die Priesterschaft suchte diesen zu bewegen, daß er zu Gunsten der Religion verzichten solle. Aber Polignac erklärte, daß er bei aller Achtung für den Himmel auch auf Erden etwas zu gelten wünsche; kräftig unterstützt durch den Grafen de la Bourdonnaye, den glühendsten Royalisten, versprach er der Priesterpartei, mehr für ihr Interesse zu thun, als wenn ein Cardinal an der Spitze der Geschäfte stünde. Dem Briefe des Papstes setzte er ein Empfehlungsschreiben des Lord Wellington entgegen, und triumphirte.

So trat am 8. August 1829 das berüchtigte Ministerium zusammen, das entschiedenste, welches in Frankreich seit der Restauration regierte, aber auch das letzte, welches die ältere Linie der Bourbons ernannte. Royer-Collard, der Präsident der zweiten Kammer, nannte es das Unmögliche. Der Erfolg hat diese Voraussage gerechtfertigt.

Polignac ist der Sohn einer hohen Person und der berüchtigten Madame Polignac, derselben, welche die unglückliche Königinn Maria Antoinette, ihre Gönnerin, zu gränzenloser Verschwendung verleitet und den Staatsschatz geplündert hat. Sein Name erinnert an alle Fehler der alten Regierung von 1789, und war also von der unglücklichsten Vorbedeutung. Er wurde in dem glühendsten Hasse gegen die Freiheiten Frankreichs erzogen, und sein ganzes früheres Leben war dem Kampfe gegen sein Vaterland gewidmet. Zuerst trug er die Waffen unter Condé, später kam er mit George nach Paris, um den ersten Consul zu ermorden, und nahm Theil an der Verschwörung der berühmten Höllen-

maschine. Aber er entging der Wachsamkeit der Polizei nicht, wurde ergriffen, und durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Nur die Fürbitten seiner Freunde und ein Fußfall seiner Gemahlin retteten sein Leben. Er wurde zuerst auf die Festung Ham in den Niederlanden und später nach Vincennes gebracht. Im Jahre 1810 wurde er freigelassen. Sogleich vergalt er diese Gnade durch Theilnahme an der thörichten Verschwörung des Generals Mallet.

Nach dem Siege der Alliirten schickte ihn Ludwig XVIII. als seinen Geschäftsführer nach Paris, und so wurde er der Held der Restauration.

Von nun an zeichnete er sich in der Pairskammer als einer der eifrigsten Sprecher für blutige Maßregeln gegen die Volkspartei aus, und nahm den thätigsten Antheil an der Verurtheilung Ney's und der übrigen Anhänger Napoleon's, welche damals Opfer der zweiten Restauration wurden.

Im Jahre 1819 wurde er als französischer Botschafter nach London versetzt, und dieser Posten war es, wo er seine Unfähigkeit auf's Klarste zeigte. Er vernachlässigte die Ehre seiner Stellung, das Interesse der Nation, die er vertrat, so, daß ihn selbst die Engländer verachteten.

Von dieser Zeit her datirt sich auch die Vorliebe des Lord Wellington für Polignac. Das Ministerium Martignac machte nämlich Miene, sich an Rußland anzuschließen, welchen Schritt allerdings das Interesse Frankreichs gebieterisch forderte. Sobald dieß geschah, war Großbritanniens Macht, welche Rußland im Orient im Schach hält, gelähmt. Wellington

mußte also sorgen, daß ein Mann in Frankreich an die Spitze trat, von dem das Ausland nichts, desto mehr aber die Nation zu fürchten hatte. Wer paßte besser dazu, als eben dieser Polignac, der Mann ohne französischen Sinn, ohne Einsicht, und der Liebling des Königs. In Wahrheit, der große Nutzen, den Wellington unter den damaligen Umständen aus der Erhöhung Polignacs zog, macht es höchst wahrscheinlich, daß er seine Hände mit im Spiele hatte, so sehr auch die englischen Blätter sich dagegen ereifern.

Die stärkste Stütze für Polignac war jedoch Carl selbst; er war ihm gleich an Gesinnung und Gefühlen; ein offenbarer Feind des Volks und erprobter Parteigänger der königlichen Macht; bigott wie sein Gebieter, und der Ruf von seiner Fähigkeit und Energie, den die Schmeichelei der Hofleute und die Gunst der Priester ihm beilegten, schmeichelte in mehr als einer Beziehung der Eitelkeit des Königs.

Einem solchen Manne wurde das Schicksal von zwei und dreißig Millionen Menschen anvertraut. Die zweite Person in dem neuen Ministerium war der Graf de la Bourdonnaye, der wüthendste Trabant des Thrones, welcher immer die gewaltsamsten Maßregeln im Munde führte; der das Volk mit der Zuchtruthe zu regieren rieth, und es zu den äußersten Schritten kommen lassen wollte, um dann mit Schwerdt und Schaffot hereinzubrechen. Im Uebrigen war er dem Fürsten Polignac an Geist weit überlegen, frei von aller Frömmelei, die er nur äußerlich nachahmte; er hegte im Geheim die Hoffnung, den Präsidenten des Ministeriums mit der Zeit zu verdrängen. Zum Mi-

nister der Marine hatten diese Beiden den Admiral Rigny, den Sieger von Navarin, auserkohren, um ihren Bund mit einem frischen Lorbeere zu schmücken. Aber Rigny dachte anders; er war zu besorgt für seinen Ruhm, und schlug die angebotene Ehre aus. D'Haussez, früher Präfect in Bordeaux, einer von jenen Männern, die zu allen Grundsätzen je nach den obwaltenden Umständen sich bekennen, die unaufhörlich die Farbe wechseln, und sich nur in der Sucht nach Gewalt und Reichthum treu bleiben, ward nun für dieses Ministerium ersehen. Er begann seine Laufbahn in der Vendée als Chef der Chouans; später diente er, nachdem die königliche Sache verloren war, Napoleon so eifrig, daß dieser, zufrieden mit seinen Diensten, ihn zum Baron erhob. Beim Sturze des Kaisers war er der Erste, der die drei Farben verließ, und den aufblühenden Lilien zueilte. Er ward Deputirter, stimmte treu mit jedem Ministerium, und erhielt nun die Ehre, neben Polignac und la Bourdonnaye seine Stelle einzunehmen.

Das Ministerium der Finanzen wurde Chabrol übergeben, von dem die Pariser sagten, er gleiche dem Rohre an Biegsamkeit, in der Kunst zu schleichen einer Natter, und an Schlauheit dem Fuchse.

Groß-Siegelbewahrer wurde Courvoisier, ein Mann von Rechtlichkeit, aber schwach; aus falsch verstandener Frömmigkeit und übertriebener Treue gegen den Thron hielt er sich für verpflichtet, dem Willen des Königes blindlings zu gehorchen.

Der rechtlichste unter Allen war der Baron Montbel, welcher das Ministerium des öffentlichen Unterrichts erhielt. Seine frühere Laufbahn war rein,

er hatte sich immer als ein Mann von Ehre gezeigt. Allein Parteigeist, Aengstlichkeit vor den eingebildeten Planen der Volkspartei, und Hingebung für den königlichen Willen rissen ihn fort, daß er die verhängnißvollen Ordonnanzen unterzeichnete. Verdiente es Einer von ihnen, durch die Flucht sich der Gerechtigkeit zu entziehen, so war es dieser; er ist glücklich nach England entkommen.

Kriegs-Minister wurde General Bourmont, der Ueberläufer von Waterloo; jener Elende, welcher auf dem Schlachtfelde den Kaiser, seinen Wohlthäter, verrathen hatte. Ohne Zweifel war diese Wahl die empörendste Wunde, welche das Ministerium vom 8. August dem französischen Ehrgefühle schlug. Es war unmöglich, in dieser Wahl die Absicht zu verkennen, daß man einen Mann haben wollte, der durch eine unübersteigliche Scheidewand von dem Interesse Frankreichs abgeschieden, der den Planen des Hofes unbedingt und zwar nicht einmal durch persönliche Neigung, sondern durch Schande verkauft war.

Aus diesen Männern war das Ministerium vom 8. August zusammengesetzt.

Der Eindruck, den es in Frankreich hervorbrachte, war sehr verschieden. Laut ertönte der Beifall, den die Organe der Gewalt, die Zeitungen der royalistischen Partei spendeten; sie erklärten, Carl habe sich als ein wahrer König gezeigt; er habe es gewagt, seine Krone gegen die frevelhaften Umtriebe der neuern Jacobiner, der Liberalen, zu vertheidigen.

Anders sprachen sich die öffentliche Meinung und ihre Leiter, die unabhängigen Blätter, aus. Sie verkündig-

ten, daß die Zeit gekommen sey, wo Frankreich den hitzigsten Kampf für seine Rechte zu bestehen haben werde. Die Grundsätze, aus denen das Ministerium hervorgegangen, und dieses selbst, wurden von allen Seiten beleuchtet; die Unfähigkeit Polignacs und seiner Genossen aus seinem früheren Leben und aus jedem Tage seiner Amtsführung dargethan. Besonders aber wurde Bourmont an den Pranger gestellt, wobei die Absicht hervorleuchtete, ihm die Armee abwendig zu machen, deren große Wichtigkeit unter den jetzigen Umständen ein dunkles Gefühl ahnen ließ.

Dem ganzen Ministerium zusammen ward gesagt, daß vor der edeln französischen Nation, die mit einem Villéle fertig geworden sey, ein Polignac unmöglich bestehen könne, und triumphirend verwiesen die Blätter auf die nächste Kammer als auf den Tag des Gerichts hin.

Man kann denken, in welche Wuth diese freie Sprache, diese unverhüllte und unhöfische Wahrheit die Menschen vom 8. August brachte, welche außer dem Dünkel der Geburt, auch jetzt durch den Taumel der neuen Macht schwindelten. In den Tuillerien, an dem Hofe des Königes, wurde Polignac mit seinen Genossen, als entschiedenster Liebling des Königes, wie ein Halbgott verehrt, und in den öffentlichen Blättern wurde er schonungslos als ein unfähiger Glückspilz, als ein Verschworner gegen die Rechte seines Landes hingestellt!

Anfangs suchte man sich durch künstliche Verachtung gegen den Schmerz dieser Wunde zu schützen.

Man nannte die Volkspartei spöttisch boutiquiers (Pfefferkrämer), und schob ihnen die einmüthige Absicht unter, Thron und Altar zu stürzen. Dagegen brüsteten sie sich als die Verfechter der Kirche und der Monarchie, als die Helden, welche, von reiner Liebe für die Sache Gottes beseelt, das Werk der Wiederherstellung vollenden sollten. Doch bald zeigte sich ein Zerwürfniß in diesem rein royalistischen Ministerium. De la Bourdonnaye verachtete Polignac wegen seiner Unfähigkeit; er hatte ihn im Anfang nur deßhalb unterstützt, damit er die Brücke werden sollte, über die er den Weg zu seiner Macht zu machen gedachte; er hoffte, ihn auszustechen. Der Kampf begann auch bald. De la Bourdonnaye, von den heftigsten Royalisten unterstützt, verlangte entschiedene Maßregeln. Er beschuldigte Polignac der Feigheit, und suchte die Hofleute gegen ihn aufzuhetzen. Aber dieser besaß Ehrgeitz; er war entschlossen, seinen Posten um jeden Preis zu behaupten. Es kam daher zum offenen Bruche zwischen Beiden. Da trat Carl in's Mittel; Polignac siegte, und de la Bourdonnaye mußte austreten. Guernon de Ranville, ein unbedeutender Name, nahm seine Stelle ein.

Mit großer Freude sah das Volk diese Zwistigkeiten in den Reihen seiner Feinde. Es war nun am Tage, welche edle Gesinnungen sie belebten. Sie hatten die reinste Ergebenheit gegen den König gepredigt, und nun hatte Einer den Andern aus ungemessenem Ehrgeitze verdrängt.

Indessen nahte der furchtbare Tag der Kammern

heran. Trotz aller Mühe, trotz der gemessensten Befehle an die Präfecten, die Wahlen auf die Anhänger des Königthums zu lenken, gewann das Volk auf diesem wichtigen Boden einen großen Triumph. Die Blätter hatten die Wahrheit vorausgesagt. Die linke Seite, die Deputirten der Krämer und der Canaille, bildeten eine furchtbare Mehrheit. Von diesem Augenblicke an war Polignac gerichtet; trat er jetzt nicht zurück, so stand die Monarchie auf dem Spiele.

Carl X. eröffnete die Kammern in Person mit der Thronrede. Sie war drohend und zeigte deutlich die Gedanken vom 25. Juli. Es findet sich folgende Stelle darin: „Pairs von Frankreich, Deputirte der Departements, ich zweifle nicht an Ihrer Mitwirkung zu dem Guten, das ich thun will. Sie werden die treulosen Einflüsterungen, welche die Bosheit zu verbreiten sucht, abweisen. Sollten strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, die ich nicht voraussehen will, so werde ich in meinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzosen und in der Liebe, welche sie jederzeit für ihre Könige bewiesen, Kraft finden, dieselben zu besiegen."

Der unglückliche König kam bei diesen letzten Worten in eine solche heftige Bewegung, daß ihm sein Hut aus den Händen fiel. Sein Vetter, der Herzog Ludwig Philipp von Orleans, hob ihn auf. Sonderbare Vorbedeutung, die schon nach wenigen Monaten in Erfüllung gegangen ist!

Die Thronrede wurde von einem großen Theile

der Pairs und der rechten Seite der Deputirten-Kammer mit lautem Beifall aufgenommen; aber dieß war nicht die Stimme der Mehrheit, denn bei dieser und dem Volke brachte sie eine sehr schlimme Wirkung hervor, welche sich auch bald zeigte.

Die parlamentarische Wirksamkeit der Kammer beginnt mit einer Antwort auf die Thronrede, der sogenannten Adresse, in welcher sich immer der Geist der Kammern ausspricht, weil sie durch die Mehrheit votirt wird. Von den Deputirten stimmten zweihundert und einundzwanzig für eine Antwort, welche das Ministerium Polignac als unverträglich mit Frankreichs Interessen bezeichnete.

Sonst hatte der König immer einen solchen Ausspruch als untrügliches Organ der öffentlichen Meinung betrachtet und nachgegeben; dießmal ging es anders. In demselben Augenblicke, da der Präsident der Kammer die Adresse vor dem König verlesen hatte, erhielt er den königlichen Befehl, der die Kammer prorogirte.

Die Wuth der royalistischen Partei war gränzenlos; man bezeichnete die Mehrzahl der Kammer mit einem alten abgenutzten Kunstgriff als eine Jacobiner-Faction, die sich verschworen hatte, den Thron zu stürzen.

Aber was sollte man nun thun? Man kann in Frankreich, seit der Charte, nur mit den Kammern regieren; ohne diese giebt es keine Auflagen, kein Geld im Staatsschatze, kein Mittel für die Gewalt, und die Maschine stockt. Man hatte diese Kammer fortgejagt, aber was half dieß? Es mußte eine neue gewählt werden, weil

die sieben Jahre ihrer Dauer vorüber waren, und es stand zu befürchten, daß die Wähler Frankreichs, welche die zweihundert und einundzwanzig Votanten der Adresse geschickt hatten, durch die Beschimpfung ihrer Erkohrenen entrüstet, noch schlimmere senden würden.

Um dieses freilich sehr wahrscheinliche Resultat zu verhindern, befolgten nun die Minister eine ganz eigene, bisher unerhörte Tactik. Der König mußte nämlich eine Proclamation an die Franzosen unterzeichnen, worin er sie aufforderte, Deputirte von anderem Sinne zu wählen; durch diesen unnatürlichen Schritt machte der König öffentlich die Sache seiner Minister zu seiner persönlichen, entgegen dem Geiste der constitutionellen Monarchie, in welcher der Thron hoch über allen Parteien stehen soll. Carl verletzte dadurch seine Würde, und die Liberalen benützten diesen Fehler. Die Folge war, daß diese Maßregel die entgegengesetzte Wirkung herorbrachte, und die Abneigung der Wähler vermehrte.

Außerdem erhielten die Präfecten der Departements gemessenen Befehl, auf jede Weise die Wahlen zu lenken. Den Säumigen wurde mit unausbleiblicher Absetzung gedroht, den Diensteifrigen Beförderung in der Ferne gezeigt, und um zu beweisen, daß diese Forderung in vollem Ernste gemeint sey, wurde eine Reihe von Beamten, die sich bei den Wahlen auf die Kammer vom März angeblich nicht eifrig genug bewiesen, abgesetzt.

Hiermit noch nicht genug, suchte sich Polignac bereits auf den Fall zu rüsten, daß Frankreich ihn aber-

mal ausstoßen, daß die neue Kammer eben so widerspenstig werden sollte, als die alte. Er wandte seine Augen auf das Ausland, um mit fremden Waffen das Vaterland im Zaume zu halten.

Frankreich ist der politische Feuerheerd Europa's. Von diesem Lande gehen seit geraumer Zeit alle politischen Bewegungen aus, welche die Verbesserung des bürgerlichen Zustands zum Zweck haben. Die Liberalen in allen Ländern, so wie die Unzufriedenen jeder Art, wandten ihre Augen seit vierzig Jahren auf die französische Nation, darum mußte den Großmächten Europa's Alles an der Ruhe Frankreichs gelegen seyn.

Polignac benützte diese Stimmung der Cabinette. Es sind Unterhandlungen wegen fremder Hülfe gepflogen worden, und zwar lange vor dem 25. Juli, so viel ist gewiß. Dagegen ist ihr Inhalt derzeit noch unbekannt: denn was im Publikum darüber verlautet, und was die französischen Blätter darüber behaupten, sind bloße Gerüchte, die zu dem noch eine innere Unwahrscheinlichkeit an sich tragen. Jedenfalls wird der bereits gegen die Exminister eingeleitete Proceß Licht darüber verbreiten.

Doch diese Hülfe wollte man nur im äußersten Fall anwenden. Man suchte sich im Lande selbst eine mächtige Stütze der Despotie. Der Dey von Algier hatte die französische Regierung vor einigen Jahren auf eine empörende Weise beleidigt, und jede Genugthuung verweigert. Eine französische Schiffs-Abtheilung hatte Befehl erhalten, Algier zu blokiren. Diese Blokade

dauerte schon in's zweite Jahr ohne Erfolg, und hatte bereits ungeheure Summen gekostet.

So unangenehm dieser Streit früher der französischen Regierung gewesen war, so beschloß man jetzt auf einmal Africa mit einer großen Expedition zu überziehen, denn man hoffte, daß die Armee, der man sonst nicht recht traute, angefeuert durch den unfehlbaren Sieg über die Barbaren, gewonnen durch die Schätze des Corsaren-Chefs, nach ihrer Rückkehr, in Frankreich sich gegen das Vaterland werde brauchen lassen.

Dieß sind die wahren Gründe, welche Carl X. bestimmten, zum Ritter der Christenheit zu werden; in Algier sollten die Ketten geschmiedet werden, welche man dem Volke anlegen wollte.

Ungeheure Zurüstungen wurden gemacht und unglaubliche Summen verwendet, ohne daß man die Kammern gefragt hatte, ob sie die dazu nöthigen Gelder votiren wollen oder nicht, denn man hielt sich des Erfolgs gesichert, und dachte mit der siegreichen Armee alle Untersuchungen über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens niederschlagen zu können.

Der Verlauf der Expedition nach Algier gehört nicht hieher; er wird in den ordentlichen Heften beschrieben werden. Die Stadt wurde bekanntlich erobert. Als die Nachricht von diesem Ereignisse nach Paris kam, war der Hof trunken in Freude; die Minister wurden sichtbar kühner; man sandte verächtlichere Blicke auf das Volk, und dem Könige wurde insgeheim zur Wiederherstellung seiner königlichen Würde gratulirt.

Ganz anderen Eindruck brachte die Kunde des

Siegs in Frankreich hervor. Die Herzen der Franzosen, so empfänglich für den berauschenden Reiz des Ruhmes, wurden nicht erfreut durch den Triumph über die Barbaren. Die öffentlichen Fonds sanken auf der Börse; mit Kummer hörten und sahen die Denkenden den Jubel der Königlichen; denn man wußte, daß die algier'schen Trophäen gegen ihre Freiheiten gewendet werden würden.

Indessen war die Zeit der Wahlen herangekommen. Sie begannen im Juni. Der Erfolg war merkwürdig. Nicht nur wurde bei weitem der größte Theil der Zweihundert und einundzwanzig wieder gewählt, sondern viele Wahlcollegien, welche früher royalistische Vertreter in die Kammer gesandt hatten, schickten dießmal Liberale.

Der König hatte nun den deutlichsten Beweis, daß die Nation keinen Polignac und Consorten zu Ministern wolle; und wenn dieser nur einen Funken Achtung für die Meinung des Landes oder Liebe für seinen König besaß, so mußte er die angemaßte Gewalt jetzt aufgeben.

Schon begannen treue Anhänger des Königes, Männer, die seinem Hause blindlings ergeben waren, Hofleute, Carl X. Vorstellungen zu machen, und ihm die Nothwendigkeit einer Aenderung im öffentlichen Dienste vorzuschlagen.

Aber Alles dieß nützte nichts. Man wollte den Strang auf's Aeußerste anziehen, er ist gebrochen.

Die öffentlichen Blätter der Gewalt schrieen laut über Revolution; eine heillose Partei, die Ueberbleibsel

der alten Jacobiner, sey auf dem Punkte, den Altar und den Thron umzustürzen; es sey Pflicht des Königes, den Staat zu retten. Gewöhnliche Mittel helfen nichts mehr, man müsse zu außerordentlichen greifen.

Am meisten zeichnete sich durch solche elende Sophistereien die Gazette de France aus. Sie schützte folgende Schlüsse vor: „Der König habe durch die Verfassung das Recht, frei und ohne alle Rücksichten seine Minister zu ernennen. In Folge dieses Rechts habe er Polignac zu seinem Minister gemacht. Allein die Faction der Revolutionsmänner greife dieses königliche Vorrecht auf die empörendste Weise an, indem sie die Wahl des Königes nicht anerkennen, und mit Polignac gar nicht unterhandeln wolle. Das Volk habe zuerst die Charte verletzt; der König sey deßhalb auch zu außerordentlichen Mitteln, um sie wieder herzustellen, berechtigt.“

Dieß war der oft wiederholte Schluß, den diese Zeitung der Gewalt, als ob sie selbst über ihren Scharfsinn erstaunt wäre, mit der größten Eigenliebe vorbrachte. Oder sagte man auch, der 14. Artikel der Charte gebe dem Könige die Gewalt zu außerordentlichen Maßregeln. Dieser lautet nämlich so: „Der König erläßt alle zur Sicherheit des Staats nöthigen Befehle und Ordonnanzen.“ In diesen Worten, meinte sie, liege die Berechtigung zu allen möglichen Schritten, welche der König für gut finden werde, um das Wohl des Staats, d. h. seine persönlichen Absichten, durchzusetzen.

Man kann sich denken, daß es den unabhängigen Blättern leicht wurde, dieses elende Blendwerk zu zer-

stören; denn jener erste Schluß, daß die Volkspartei ihre Befugnisse überschritten habe, indem sie mit Polignac gar nicht unterhandeln wolle, und die Behauptung des königlichen Vorrechts, ohne alle Rücksicht und nach seinem persönlichen Belieben Minister zu machen, würde viel zu viel und auch das beweisen, daß der König das Recht habe, wenn es ihm einfalle, ein Pferd, wie Caligula, der römische Kaiser, that, oder einen Esel zum Minister zu machen, oder einen entlaufenen Galeerensclaven zum Regenten und ersten Beamten der Nation einzusetzen. Es ist wahrlich genug, daß eine edle Nation einem Könige die Befugniß zugesteht, die Minister frei zu ernennen; wird aber diese Freiheit mißbraucht, wird die Wahl völlig thöricht, so ist die Nation befugt, auf gesetzlichem Wege, d. h. durch Adressen und vermittelst der Kammern einzuschreiten.

Indessen sind jene öffentlichen Erklärungen wichtig. Sie beweisen, daß im Ministerrathe bereits Staatsstreiche zur Sprache kamen; denn Alles, was die Gazette und ihre edeln Schwester-Journale enthielten, ward aus den Bureaux heraus commandirt, und eigentlich nur darum in Form von Zeitungen gedruckt, um den König mit dem Schein einer öffentlichen, mit seinen Absichten einverstandenen Meinung zu täuschen.

Nun zeigten sich aber wieder neue Spaltungen im Ministerium. Als das Resultat der Wahlen bekannt ward, und als mit jedem Tage die Unverträglichkeit der jetzigen Verwaltung mit der Charte und dem Willen der Nation offenkundiger wurde, begannen sich im Rathe Stimmen zu erheben, welche versöhnende Maßregeln verlangten, und gegen Gewaltschritte sich erklär-

ten. Zu letzteren gehörten Chabrol und Courvoisier; Montbel und d'Haussez neigten sich auf ihre Seite.

Die Folge davon war, daß Polignac zum letztenmale siegte. Chabrol und Courvoisier gaben ihre Entlassung ein; Peyronnet und Chantelauze traten an ihre Stelle. Dieser war ein unbedeutender Mann, jener ein Schüler Villèle's, ein guter Redner, kühn und gewandt, aber ohne Redlichkeit, und, wie der Erfolg gelehrt hat, zu allen, ja selbst zu den ungesetzlichsten Schritten bereit.

Diese Aenderung erfolgte Ende Juni's. Von dieser Zeit an bis zum 25. Juli sind eine Menge geheime Intriguen bei Hofe vorgegangen; ein Entschluß, ein Maneuvre verdrängte das andere. Bald wollte man in der Bahn der Charte bleiben, und sich wirklich vor den Kammern stellen. Durch einige liberale Vorschläge sollten sie gezwungen werden, das Budget, welches man für jetzt allein nöthig hatte, zu gewähren. Aber je näher die Zeit heranrückte, desto besser zeigte sich die Unthunlichkeit dieses Plans. Bald gewann wieder das Geschrei der Partei die Oberhand, welche mit lächerlicher Großsprecherei verkündigte, der König müsse mit seinen treuen Dienern zu Pferde steigen.

Ganz gewiß ist, daß kein bestimmter Plan im Ministerium herrschte, und daß die Ordonnanzen vom 25. Juli erst wenige Tage, ehe sie erschienen, bestimmt beschlossen worden sind. Die Beweise hiefür sind klar. Erstlich war in den erwähnten Tagen kein Regiment mehr als gewöhnlich in Paris, da doch kein Zweifel darüber obwalten kann, daß die Regierung so viel

Truppen als möglich in der Hauptstadt wünschen mußte, sobald die Verfassung angegriffen wurde. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß jene Entschlüsse so schnell gefaßt wurden, daß man nicht mehr Zeit hatte, Soldaten aus der Ferne nach Paris kommen zu lassen. Nun erhielten wirklich zwei Garde-Regimenter, die in Caen lagen, erst am 20. Juli Befehl, nach Paris zu marschiren, mit der Weisung, auf den 2. August dort einzutreffen. Hieraus ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß man sich erst wenige Tage vor dem 20sten entschieden hatte.

Ferner wurden die Kammern auf den 3. August den 12. Juli angekündigt, und die Briefe, welche die einzelnen Deputirten einberiefen, ausgesandt. Nun ist es an sich klar, daß der Beschluß, die Kammern zu versammeln, und der andere, sie durch die Ordonnanz vom 25. Juli zu vernichten, von ganz verschiedenen Grundsätzen ausgegangen sind, daß also auch der letztertheilte erst später die Oberhand erhalten hat. Man könnte zwar sagen, die Deputirten seyen deßhalb nach Paris gelockt worden, um sie dort mit Einem Schlage zu vernichten; dieß wäre thöricht gewesen. Wenn man auch diesen Plan hatte, so konnte man sie viel leichter in den Departemental-Städten einzeln verhaften, als in der großen Hauptstadt, von deren Bürgern man den gewaltigsten Widerstand erwarten mußte, wenn man ihren Vertretern Gewalt anthat.

Es ist aus diesen Gründen gewiß, daß die Ordonnanzen vom 25. Juli ohne reiflichen Plan und nur im Tumulte beschlossen worden sind. Aber von wem gingen sie aus? Vom Könige oder von einem Theile

der Minister? Diese Frage wird erst in dem bevorstehenden Processe gegen Letztere gelöst werden; aber einige Umstände sind schon jetzt bekannt, welche einiges Licht darüber geben.

Wenige Tage vor den entscheidenden Ereignissen wurde eine Deputation von den untersten Classen des Pariser Volks, namentlich von dem Gewerbe der Kohlenträger, vor den König gelassen. Der Sprecher dieser ehrenwerthen Gilde sagte zu dem Könige: „Sire! ein Kohlenträger ist Herr in seinem Hause; machen Sie es wie wir, und zählen Sie auf unsern Beistand." — Kein Mensch wird glauben, daß diese Worte in dem Kopfe des Sprechers gewachsen sind; sie waren ihm unterlegt, und er hätte sie sicher nicht ausgesprochen, wenn er nicht wußte, daß man diese Aeußerung haben wollte. Wozu nun aber dieser lächerliche und unanständige Auftritt? Die unabhängigen Blätter konnten mit Recht auf die Ungereimtheit hinweisen, daß man Menschen aus dem gemeinsten Pöbel vor den König lasse, während man den ersten und angesehensten Männern des Landes, den talentvollsten Deputirten, den geachtetsten Pairs den Zutritt versagte. Die Minister mußten in der That eine wichtige Absicht haben, daß sie diesen Schritt thaten. Diese ist aber auch klar; man wollte den König zu Maßregeln der Gewalt, zu Ausübung seines Hausrechts bestimmen, und ihn zugleich der Mitwirkung des gemeinen Volks versichern. Sein Entschluß war also damals noch nicht gefaßt.

Noch mehr Licht verbreitet darüber die, wenige Tage vor dem 25. Juli in Paris erschienene Schrift des berüchtigten Staatsraths Cottu. Dieser Mann

ist einer von jenen Frommen, welche die Gottheit in der Person der Gewalthaber anbeten; einer von jenen Helden der Feder, welche die unumgängliche Nothwendigkeit und absolute Vernünftigkeit jeder Maßregel beweisen, für deren Vertheidigung man ihnen Gold und Silber bezahlt. Cottu suchte in seiner Schrift darzuthun, daß der Zeitpunkt gekommen sey, wo der König aus der Charte heraustreten müsse, um diese selbst zu retten. Diese Schrift war für den König als Leser berechnet, sie war commandirt: denn wie würde ein Staatsrath, wie Herr Cottu, so etwas schreiben, wenn er nicht zum voraus wußte, daß er Lohn einerndten werde! Andererseits war es sehr thöricht, daß man diese Schrift bekannt machte, denn sie konnte dem Volke die Geheimnisse des Hofes verrathen. Da dieß die Minister wußten, warum thaten sie es dennoch? Offenbar, weil man den Entschluß des Königes durch dieses Buch, als den scheinbaren Ausspruch der Meinung der Gutgesinnten, bestimmen wollte.

Herr Cottu hat auch selbst diese Ansicht gerechtfertigt; denn in den ersten Tagen der Revolution floh er, von seinem bösen Gewissen getrieben, eilends nach England. Er muß geglaubt haben, daß eine große Verantwortlichkeit auf ihm ruhe.

Der König hat sich also zu den Ordonnanzen vom 25. Juli bestimmen lassen; er hat nicht selbst den Anstoß gegeben; daß Polignac die Hauptrolle dabei spielte, ist aus seinem ganzen Verfahren und daraus klar, weil jene unseligen Ordonnanzen auf seinen Vortheil berechnet waren. Aber gewiß handelte er in diesem äußersten Schritte nicht allein; er mag von eini-

gen Gliedern der königlichen Familie, wahrscheinlich von Weibern, unterstützt worden seyn.

Obgleich diese Werke der Finsterniß mit großem Eifer geheim gehalten wurden, so kam doch etwas davon unter das Volk. Dunkle Gerüchte liefen um, daß ehestens ein Streich gegen die Verfassung des Landes werde geführt werden. Am 23. Juli war die Bank in der größten Bestürzung; die Fonds fielen; beträchtliche Summen gingen schon an diesem Tage verloren. Da eilte der Baron Rothschild, von dem unsere Leser wissen, daß er eine europäische Macht ersten Ranges ist, zu dem Minister Peyronnet, und erklärte ihm, das bloße Gerücht von Staatsstreichen habe gränzenlose Angst auf der Börse hervorgebracht. Wenn wirklich etwas geschehen werde, so sey der allgemeine Frieden der Welt auf's Spiel gesetzt. Er bat ihn daher nicht als einzelner Banquier, sondern als Vertreter der europäischen Geldmacht, um befriedigende Erklärung.

Der Minister soll ganz unbefangen gelächelt und ihm mit großer Ruhe gesagt haben: „Beruhigen Sie Sich, es ist nichts Wahres an dem Gerede; so lange ich Minister bin, wird man die Bahn des Gesetzes nicht verlassen, als bis alle Mittel der Versöhnung erschöpft sind; ich für meine Person möchte mich für Alles in der Welt nicht mit einem Gewaltstreiche befassen."

Halb beruhigt ging der jüdische Baron fort. Dieß geschah Sonnabends den 24. Juli.

Am 26sten frühe, also am Montag, lasen die Franzosen folgende Aktenstücke in dem Moniteur:

Bericht der Minister an den König.

„Sire! Ihre Minister würden des Vertrauens, womit Ew. Majestät dieselben beehrt, in geringem Grade würdig seyn, wenn sie länger anständen, Ihnen eine Uebersicht unserer innern Lage vor Augen zu legen, und Ihrer hohen Weisheit die Gefahren der periodischen Presse zu bezeichnen. Seit fünfzehn Jahren hat sich diese Lage nie unter einer so ernsten und betrübenden Gestalt gezeigt. Trotz eines materiellen Wohlstands, wovon unsere Annalen kein Beispiel aufweisen, geben sich fast auf allen Punkten des Königreichs Zeichen der Desorganisation und der Anarchie kund. Die Ursachen, welche nach und nach die Kraft der monarchischen Regierung immer mehr geschwächt haben, gehen jetzt auf völlige Umwandlung und Umgestaltung in deren Wesen los: ihrer moralischen Stärke beraubt, kämpft die Regierung, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, nur noch zu ihrem Nachtheile gegen die Factionen; verderbliche, auf Umsturz hinzielende Lehren verbreiten sich, laut ausgesprochen, unter allen Klassen der Nation; allgemein für wahr erachtete Besorgnisse bewegen die Gemüther und quälen die Gesellschaft. Von allen Seiten her fordert man von der Gegenwart Bürgschaften für die Sicherheit der Zukunft. Ein thätiger, heftiger, unermüdlicher Uebelsinn arbeitet daran, alle Grundlagen der Ordnung zu untergraben, und Frankreich das Glück zu rauben, dessen es unter dem Scepter seiner Könige genießt. Geschickt, jede Unzufriedenheit zu benützen, jeden Haß zu beleben, rührt derselbe unter dem Volke einen Geist des Mißtrauens und der Feindseligkeit gegen die höchste Macht auf, und sucht allenthalben die

Keime der Unruhe und des Bürgerkriegs auszusäen. Und schon, Sire, haben neuerliche Ereignisse bewiesen, daß die politischen Leidenschaften, früher nur auf die Gipfel der Gesellschaft beschränkt, auch nach deren Tiefe dringen und die Masse selbst aufzuregen beginnen. Auch haben sie bewiesen, daß diese Masse sich nicht immer ohne Gefahr selbst für diejenigen in Bewegung setzen lasse, die sich bemühen, sie der Ruhe zu entreißen. Eine Menge im Verlaufe des Wahlgeschäftes vorgekommener Thatsachen bestätigen das Gesagte, und würden ein nur zu sicheres Vorzeichen neuer Erschütterungen seyn, wenn es nicht in Eurer Majestät Macht stünde, solches Unglück abzuwenden. Wirklich ist auch, wenn man genau aufmerkt, allenthalben ein Bedürfniß nach Ruhe, Kraft und Dauer vorhanden, und die Bewegungen, welche demselben am meisten zu widersprechen scheinen, sind in der That nur sein Ausdruck und seine Beurkundung. Man darf es durchaus nicht verkennen: diese Bewegungen, welche nicht ohne große Gefahr in einem noch höheren Maaße anwachsen können, sind fast gänzlich durch die Freiheit der Presse hervorgerufen und angestiftet. Ein für Unordnungen nicht minder fruchtbares Wahlgesetz hat zu ihrer Unterhaltung ohne Zweifel beigetragen: allein es hieße das klar vor Augen Liegende verläugnen, wenn man nicht in den Journalen den Hauptbrennpunkt einer Verderbniß, deren Fortschritte sich täglich fühlbarer machen, die erste Quelle des dem Königreiche drohenden Unglücks erkennte. Die Erfahrung, Sire, spricht lauter als die Theorien. Männer, die allerdings aufgeklärt sind, und deren Redlichkeit sonst nicht verdächtig ist, von dem falsch verstandenen Beispiele

eines benachbarten Volkes hingerissenen, mochten glauben, die Vortheile der periodischen Presse würden die Nachtheile derselben aufwiegen, und ihre Ausschweifungen dürften durch entgegengesetzte Ausschweifungen neutralisirt werden. Dem war nicht so; die Probe ist entscheidend, und die Frage ist nun in dem öffentlichen Gewissen gerichtet. Zu allen Zeiten war in der That die periodische Presse nur ein Werkzeug der Unordnung und des Aufstandes, und es liegt in ihrer Natur, nur ein solches Werkzeug zu seyn. Welche zahlreichen und unumstößlichen Beweise lassen sich zur Behauptung dieser Wahrheit aufführen! Durch die gewaltsame und ununterbrochene Thätigkeit der Presse erklären sich die allzu raschen und allzu häufigen Wechsel unserer inneren Politik. Sie erlaubten weder, daß sich in Frankreich ein regelmäßiges Regierungssystem festsetzte, noch daß man sich in einiger Folgereihe mit Einführung von Verbesserungen in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, deren sie fähig sind, beschäftigen konnte. Alle Ministerien seit 1814, obgleich sie unter verschiedenen Einflüssen gebildet wurden und entgegengesetzten Leitungen unterworfen waren, blieben denselben Pfeilen, denselben Angriffen und derselben Zügellosigkeit der Leidenschaften ausgesetzt. Opfer aller Art, Concessionen der Staatsgewalt, Partei-Allianzen, nichts konnte sie diesem gemeinschaftlichen Geschicke entziehen. Diese, an Betrachtungen so fruchtbare Vergleichung würde allein hinreichen, um der Presse ihren wahren und unwandelbaren Charakter anzuweisen. Sie strebt durch fortwährende, ausdauernde, täglich wiederholte Bemühungen dahin, alle Bande des Gehorsams und der Subordination zu er-

schlaffen, die Springfedern der öffentlichen Autorität abzunützen, diese in der Meinung der Völker herabzusetzen und verächtlich zu machen, und ihr überall Verlegenheiten und Widerstand zu schaffen. Ihre Kunst besteht darin, nicht etwa an die Stelle einer allzu leichten Unterwerfung des Geistes eine weise Freiheit der Prüfung zu setzen, sondern die positivsten Wahrheiten als Probleme darzustellen; nicht etwa über politische Fragen eine offene und nützliche Controverse anzuspinnen, sondern diese unter einem falschen Gesichtspunkte darzustellen und sie durch Sophismen aufzulösen. Auf diese Art hat die Presse Unordnung in die unbefangensten Intelligenzen gebracht, die festesten Ueberzeugungen erschüttert, und inmitten der Gesellschaft eine Verwirrung von Grundsätzen erzeugt, die zu den verhängnißvollsten Versuchen führt. Durch die Anarchie in den Doctrinen macht sie das Vorspiel zu der Anarchie im Staate. Es ist merkwürdig, Sire, daß die periodische Presse nicht einmal selbst ihre wesentlichste Bedingung, nämlich die der Publicität, erfüllt hat. Es ist befremdlich, aber dennoch wahr, daß es keine Publicität in Frankreich gibt, wenn man dieses Wort in seiner richtigen und strengen Bedeutung auffaßt. Bei diesem Zustande der Dinge kamen die Thatsachen, wenn sie nicht ganz unterschoben sind, nur entstellt und auf die gehässigste Art verstümmelt zur Kenntniß mehrerer Millionen von Lesern. Eine von den Journalen erhobene dichte Wolke verschleiert die Wahrheit und hemmt gewissermaßen den Durchgang des Lichts zwischen Regierung und Volk. Die Könige, Ihre Vorfahren, Sire, liebten immer, sich ihren Unterthanen mitzutheilen, ein Vergnügen,

das die Presse Ew. Majestät bisher nicht genießen lassen wollte. Eine alle Gränzen überschreitende Frechheit achtet, selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten, weder den ausdrücklichen Willen des Königes, noch die vom Throne herab erklungenen Worte. Jener wurde verkannt und entstellt, diese wurden der Gegenstand treuloser Auslegung und bittern Hohns. In dieser Art ward der letzte Act der königlichen Gewalt, die Proclamation, im Publikum in Mißcredit gesetzt, noch ehe er zur Kenntniß der Wähler gekommen war. Dieß ist noch nicht Alles. Die Presse geht auf nichts Geringeres aus, als die Souveränetät zu unterjochen und die Staatsgewalt an sich zu reißen. Vorgebliches Organ der öffentlichen Meinung, strebt sie, die Debatten beider Kammern zu lenken, und es ist unbestreitbar, daß sie darin einen eben so traurigen als entscheidenden Einfluß ausübt. Ihre Herrschaft hat besonders seit zwei bis drei Jahren in der Kammer der Deputirten einen offenen Charakter der Unterdrückung und Tyrannei angenommen. Seit jener Zeit sah man die Journale diejenigen Mitglieder, deren Votum ihnen unbestimmt oder verdächtig dünkte, mit ihren Beschimpfungen und ihren Schmähungen verfolgen. Zu oft schon, Sire, mußte in der Kammer die Freiheit der Berathungen den wiederholten Streichen, welche die Presse gegen dieselben führte, erliegen. Man kann das Benehmen der Oppositions-Journale bei den neuern Vorkommenheiten nicht mit gelindern Namen bezeichnen. Nachdem eben sie eine die Vorrechte des Throns gefährdende Adresse hervorgerufen, haben sie sich nicht gescheut, die Wiedererwählung der 221 Deputirten, deren Werk jene gewesen war, als Grundsatz aufzustellen.

Und doch hatte Ew. Majestät diese Adresse als beleidigend verworfen; doch hatten Sie über die darin ausgedrückte Verweigerung der Mitwirkung einen öffentlichen Tadel ausgesprochen, hatten Ihren unveränderlichen Entschluß kund gethan, die so offen bloßgestellten Rechte Ihrer Krone zu vertheidigen. Die periodischen Blätter kehrten sich hieran nicht, im Gegentheile machten sie es sich zur Aufgabe, die Beleidigung zu wiederholen, fortzusetzen, zu erhöhen. Ew. Majestät mag entscheiden, ob dieser Angriff länger ungestraft bleiben soll. Von allen Excessen der Presse bleibt uns indessen noch der stärkste hier anzudeuten übrig. Von der ersten Zeit jener Expedition an, deren Ruhm einen so reinen und dauernden Glanz auf Frankreichs edle Krone wirft, hat die Presse mit unerhörter Heftigkeit Gründe, Mittel, Vorbereitungen und kriegerischen Erfolg jenes Unternehmens zum Gegenstand ihrer Kritik gemacht. Fühllos für National-Ehre, war nicht sie die Ursache, daß unsere Flagge nicht von dem Schimpfe eines Barbaren befleckt blieb. Gleichgültig gegen die großen Interessen der Menschheit, war nicht sie der Grund, daß Europa nicht grausamer Sclaverei und schmachvollem Tribute verfallen blieb. Damit noch nicht zufrieden, bestrebte sich die Presse, durch einen Verrath, welchen unsere Gesetze hätten verfolgen können, alle Geheimnisse der Waffenmacht bekannt zu machen, den Stand unserer Kräfte, die Zahl unserer Truppen, unsere Schiffe, die Stationspunkte, die Mittel gegen die Veränderlichkeit der Winde, und, zu Gewinnung der Küste, zur Kunde der Fremden zu bringen. Alles, bis auf den Ort der Landung, wurde verbreitet, als wollte man dem Feinde zu

einer bessern Vertheidigung selbst die Hand bieten. Ja, was ein unerhörter Fall bei einem civilisirten Volke ist, die Presse nahm sogar keinen Anstand, durch falschen Lärm über die zu bestehenden Gefahren Entmuthigung unter die Armee zu werfen, und, das Haupt der Unternehmung zum Zielpunkte ihres Hasses wählend, die Soldaten so zu sagen, aufzustiften, sich gegen dasselbe zu empören, oder ihre Fahnen zu verlassen. Dieses sind die Wagnisse der Organe einer Faction, die behauptet, die Nation zu seyn. Was sie täglich im Innern des Reichs zu thun wagt, geht auf nichts Geringeres aus, als die Elemente des öffentlichen Friedens aus einander zu werfen, die Bande der Gesellschaft aufzulösen und — man täusche sich darin nicht — den Boden unter unsern Schritten zu erschüttern. Wir tragen kein Bedenken, hier den ganzen Umfang unserer Uebel aufzudecken, um auch den ganzen Umfang unserer Hülfsquellen besser würdigen zu können. Eine systematische, im Großen angelegte, und mit beispielloser Hartnäckigkeit geleitete Verschwörung greift von ferne und nah auch den untersten Agenten der Regierung an. Keiner Ihrer Unterthanen, Sire, ist vor Schmähungen gesichert, wenn er von seinem Souverain das geringste Zeichen des Vertrauens oder der Zufriedenheit erhält. Ein großes, über Frankreich ausgespanntes Netz umgarnt alle öffentlichen Beamten; in beständigen Anklagestand gesetzt, scheinen sie gewissermaßen ausgeschlossen von der menschlichen Gesellschaft; man schont bloß die, deren Treue wankt; man lobt bloß die, deren Treue unterliegt; die übrigen werden von der Faction bezeichnet, ohne Zweifel, um später als Opfer der Volksrache zu fallen. Nicht min-

der eifrig bemühte sich die periodische Presse, mit ihren vergifteten Waffen die Religion und die Priester zu verfolgen. Sie will — und wird es stets wollen — in den Herzen der Völker die religiösen Gefühle bis auf den letzten Keim vernichten. Zweifeln Sie nicht, Sire, es wird ihr gelingen, indem sie die Grundlagen des Glaubens angreift, die Quellen der öffentlichen Moral verfälscht, und mit vollen Händen Hohn und Verachtung über die Diener des Altars ausschüttet."

„Man muß es gestehen, keine Kraft ist im Stande, einem so energischen Auflösungsmittel, wie die Presse ist, zu widerstehen. Zu allen Zeiten, wo sie sich ihrer Fesseln entledigte, machte sie Einfälle, Einbrüche in den Staat. Man kann nicht anders als höchst betroffen seyn über die Aehnlichkeit, die ihre Wirkungen seit fünfzehn Jahren darboten, trotz der Verschiedenheit der Umstände und trotz der Aenderung der Männer, die auf die politische Scene traten. Ihre Bestimmung ist, mit Einem Worte, die Revolution, deren Grundsätze sie offen proclamirt, wieder zu beginnen. Zu verschiedenen Zeiten wiederholt unter das Joch der Censur gestellt, gebrauchte sie jedesmal die Freiheit nur wieder, um ihr ununterbrochenes Werk von Neuem zu beginnen. Es mit desto größerem Erfolge fortzusetzen, fand sie einen thätigen Verbündeten in der Departemental-Presse, welche, Local-Haß und Eifersucht benützend, Schrecken in die Seele der Furchtsamen streuend, und die Autorität durch endlose Plakereien neckend, einen fast entscheidenden Einfluß auf die Wahlen ausübte. Diese letztern Wirkungen, Sire, sind vorübergehend; aber dauerndere Folgen lassen sich in den Sitten und dem Charakter der

Nation wahrnehmen. Eine heftige, lügenhafte und leidenschaftliche Polemik, die Schule des Scandals und der Frechheit, erzeugte darin bedeutende Wechsel und tiefgreifende Verschlimmerungen; sie gibt den Geistern eine falsche Richtung, erfüllt sie mit Vorurtheilen und verkehrten Ansichten, zieht sie von ernsten Bestrebungen ab, schadet so den Fortschritten der Künste und Wissenschaften, regt unter uns eine stets wachsende Gährung auf, unterhält bis in den Schoos der Familien traurige Spaltungen, und könnte uns so allmählich zur Barbarei führen. So großen, durch die periodische Presse zur Welt gebrachten Uebeln gegenüber müssen Gesetze und Gerechtigkeit gleichmäßig ihre Unmacht bekennen. Es wäre überflüssig, die Gründe aufzusuchen, welche die Hemmungsmittel schwächten, und daraus unmerklich eine nutzlose Waffe in der Hand der Gewalt machten. Es genügt uns, die Erfahrung zu fragen und den gegenwärtigen Stand der Dinge festzustellen. Die Gerichtshöfe verstehen sich nur mit Mühe zu einem wirksamen Einschreiten. Diese Erfahrungs-Wahrheit war gutgesinnten Geistern längst schon aufgefallen; in neuerer Zeit trat sie noch viel augenscheinlicher hervor. Um dem Bedürfnisse, das deren Erscheinung veranlaßte, zu genügen, hätte die Hemmung (répression) rasch und kräftig seyn müssen; sie blieb langsam, schwach und fast nichtig. Wenn sie einschreitet, ist der Schaden bereits geschehen, und statt ihn zu ersetzen, fügt die Strafe noch den Scandal der öffentlichen Verhandlung bei. Die gerichtliche Verfolgung ermüdet, die aufrührerische Presse ermüdet niemals. Jene steht still, weil sie zu Vieles zu strafen findet; diese vervielfacht ihre Kräfte,

indem sie ihre Vergehen vervielfacht. Je nach verschiedenen Umständen hatte die Verfolgung ihre Perioden der Thätigkeit und der Ermattung. Aber was liegt der Presse daran, ob die General-Procuratur eifrig oder läßig ist? Sie sucht in der Verdoppelung ihrer Excesse die Garantie ihrer Straflosigkeit. Die Unzulänglichkeit oder vielmehr die Nutzlosigkeit der in den bestehenden Gesetzen bestimmten Vorsichtsmaßregeln ist durch die Thatsachen nachgewiesen. Eben so haben die Thatsachen bewiesen, daß die öffentliche Sicherheit durch die Preßfreiheit bloßgestellt ist. Es ist Zeit, es ist mehr als Zeit, deren Verheerungen Schranken zu stecken. Hören Sie, Sire, diesen lang fortgesetzten Schrei des Unwillens und Schreckens, der von allen Punkten Ihres Königreichs ertönt. Die Friedlichen, die Gutgesinnten, die Freunde der Ordnung erheben gegen Ew. Majestät bittende Hände. Alle fordern Sie auf, sie zu bewahren vor der Rückkehr der Leiden, die ihre Väter und sie selbst so sehr zu beweinen hatten. Diese Besorgnisse sind zu sehr in der Wirklichkeit gegründet, um nicht gehört, diese Wünsche sind zu legitim, um nicht erhört zu werden. Es giebt nur Ein Mittel, sie zu befriedigen — zur Charte zurückzukehren. Sind auch die Worte des Art. 8 zweideutig, so ist doch sein Sinn offenbar. Es ist gewiß, daß die Charte die Freiheit der Journale und der periodischen Schriften nicht zugestanden hat. Das Recht, seine persönlichen Meinungen bekannt zu machen, schließt sicher nicht das Recht ein, auf dem Wege der Unternehmung die Meinungen eines Andern zu publiciren. Das eine ist die Anwendung der Befugniß, die das Gesetz frei lassen oder beschränken konnte; das zweite

ist eine Speculation der Industrie, die, wie die andern, und mehr als die andern Speculationen dieser Art, die Oberaufsicht der öffentlichen Behörden voraussetzt. Die Intentionen der Charte in dieser Rücksicht sind genau ausgedrückt in dem Gesetze vom 21. October 1814, das gewissermaßen deren Anhang bildet, woran man um so weniger zweifeln kann, als dieses Gesetz am 5. Juli, d. h. einen Monat nach der Promulgation der Charte, den Kammern vorgelegt wurde. Im Jahr 1819, zu der Zeit selbst, als ein entgegengesetztes System in den Kammern vorwaltete, wurde darin offen verkündet, daß die periodische Presse nicht durch die Verfügung des Art. 8 geregelt sey. Diese Wahrheit ist überdieß auch durch die Gesetze bestätigt, die den Journalen die Bedingung einer Cautionsleistung auflegten. Jetzt, Sire, bleibt nur noch zu fragen, wie diese Rückkehr zur Charte und zum Gesetze vom 21. October 1814 bewerkstelligt werden soll? Der Ernst der gegenwärtigen Umstände hat diese Frage gelöst. Man darf es sich nicht verhehlen: wir befinden uns nicht mehr in den gewöhnlichen Bedingungen der Repräsentativ-Regierung. Die Principien, auf die sie gegründet wurde, konnten inmitten der politischen Wechsel nicht unberührt bleiben. Eine ungestümme Demokratie, die bis in unsere Gesetze drang, strebt, sich an die Stelle der legitimen Gewalt zu setzen. Durch jene Journale und unter Mitwirkung zahlreicher Verbindungen (affiliations) verfügt sie über die Mehrheit der Wahlen. Sie lähmte, so viel von ihr abhieng, die regelmäßige Ausübung der wesentlichsten Prärogative der Krone — der, die Wahlkammer aufzulösen. Dadurch ist die Staats-Constitution erschüttert.

Ew. Majestät allein bewahrt die Kraft, sie wieder herzustellen und auf ihren Grundlagen zu befestigen. Das Recht, wie die Pflicht, deren Erhaltung zu sichern, ist das unzertrennliche Attribut der Souveränetät. Keine Regierung der Welt würde bestehen bleiben, wenn sie nicht das Recht hätte, für ihre Sicherheit zu sorgen. Diese Gewalt geht nun allen Gesetzen voraus, denn sie ist in der Natur der Dinge gegründet. Dieß, Sire, sind Maximen, die die Sanction der Zeit, wie das Zugeständniß aller Publicisten Europa's für sich haben. Aber diese Maximen haben noch eine positivere Sanction — die der Charte selbst. Der Art. 14 bekleidet Ew. Majestät mit einer hinlänglichen Gewalt, allerdings nicht, um unsere Institutionen zu ändern, aber um sie zu befestigen und desto unwandelbarer zu machen. Gebieterische Nothwendigkeiten gestatten nicht mehr, die Ausübung dieser obersten Gewalt zu verschieben. Der Augenblick ist gekommen, zu Maßregeln Zuflucht zu nehmen, die im Geiste der Charte, aber außerhalb der gesetzlichen Ordnung liegen, deren sämmtliche Hülfsquellen fruchtlos erschöpft wurden. Diese Maßregeln, Sire, nehmen Ihre Minister, die deren Erfolg verbürgen müssen, keinen Anstand, Ihnen vorzuschlagen, überzeugt, wie sie sind, daß dem Rechte seine Kraft bleiben wird. Wir beharren in tiefster Ehrfurcht, Sire, Ew. Majestät allerunterthänigste, allergetreueste Unterthanen, der Präsident des Minister-Conseils, Fürst v. Polignac; der Siegel-Bewahrer von Frankreich, Justiz-Minister Chantelauze; der Minister-Staats-Secretär der Marine und der Colonien, Baron d'Haussez; der Minister-Staats-Secretär des Innern, Graf v. Pey-

ronnet; der Minister-Staats-Secretär der Finanzen, Montbel; der Minister-Staats-Secretär der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf v. Guernon-Ranville; der Minister-Staats-Secretär der öffentlichen Arbeiten, Baron Capelle.

---

## Ordonnanzen.

I. Carl, durch Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. Auf den Bericht unseres Minister-Conseils haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: Art. 1. Die Freiheit der periodischen Presse ist suspendirt. 2. Die Verfügungen der Art. 1, 2 und 9 des ersten Titels des Gesetzes vom 21. October 1814 sind wieder in Kraft gesetzt. Demnach wird kein Journal und keine periodische oder halbperiodische Schrift, die bereits errichtet ist oder errichtet werden soll, ohne Unterschied der Materien, die darin abgehandelt werden sollen, weder zu Paris noch in den Departements anders erscheinen können, als in Gemäßheit der Ermächtigung, die dazu von Uns sowohl die Verfasser als der Drucker besonders erhalten haben. Diese Ermächtigung soll alle drei Monate erneuert werden. Sie soll wieder zurückgenommen werden können. 3. Die Ermächtigung soll durch die Präfecten provisorisch zugestanden und provisorisch entzogen werden können den Journalen und periodischen oder halbperiodischen Werken, die in den Departements herausgegeben werden oder herausgegeben werden sollen. 4. Die mit Uebertretung des Art. 2 herausgegebenen Journale und Schriften sollen unver-

züglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, die zum Drucke derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und unter Siegel oder außer Dienst gesetzt werden. 5. Keine periodische Schrift unter 20 Druckbogen kann anders als mit Ermächtigung Unsers Ministers-Staatssecretärs des Innern zu Paris und der Präfecten in den Departements erscheinen. Jede Schrift von mehr als 20 Druckbogen, die nicht ein und dasselbe Werk ausmachen wird, soll gleichfalls der Nothwendigkeit der Ermächtigung unterworfen seyn. Schriften, die ohne Ermächtigung herausgegeben würden, sollen unverzüglich mit Beschlag belegt werden. Die Pressen und Schriften, die zum Drucke derselben gedient hatten, sollen in ein öffentliches Depot gebracht und unter Siegel oder außer Dienst gesetzt werden. 6. Die Denkschriften über Processe und die Denkschriften der gelehrten oder literarischen Gesellschaften sind einer vorläufigen Ermächtigung unterworfen, wenn sie im Ganzen oder zum Theile politische Materien behandeln, in welchem Falle die durch den Art. 5 vorgeschriebenen Maßregeln auf sie anwendbar sind. 7. Jede der gegenwärtigen Verfügung zuwiderlaufende Verordnung soll außer Kraft gesetzt bleiben. 8. Die Vollziehung der gegenwärtigen Ordonnanz wird in Uebereinstimmung mit dem Art. 4 der Ordonnanz vom 27. Nov. 1816 und mit dem, was durch die Ordonnanz vom 27. Nov. 1816 und die Ordonnanz vom 28. Jan. 1817 vorgeschrieben ist, stattfinden. 9. Unsere Minister-Staatssecretäre sind mit Vollziehung des Gegenwärtigen beauftragt. Gegeben in Unserem Schlosse St. Cloud, den 25. Julius des

Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Im Namen des Königs: der Präsident des Minister-Conseils, Fürst v. Polignac; der Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretär der Justiz, Chantelauze; der Minister-Staatssecretär des Seewesens und der Colonien, Baron d'Haussez; der Minister-Staatssecretär der Finanzen, Montbel; der Minister-Staatssecretär der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf Guernon-Ranville; der Minister-Staatssecretär der öffentlichen Arbeiten, Baron Capelle.

II. Carl, durch Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die dieses sehen, Unsern Gruß. In Betracht des 50. Art der constitutionellen Charte, nachdem Wir von den Umtrieben benachrichtigt sind, die auf mehreren Punkten Unseres Königreichs verübt worden waren, um die Wähler während der letzten Wahlcollegien zu täuschen und irre zu führen, nach Anhörung Unseres Conseils, haben Wir befohlen und befehlen: Art. 1. Die Deputirtenkammer der Departements ist aufgelöst. 2. Unser Minister-Staatssecretär des Innern ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben zu St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Im Namen des Königs: der Minister-Staatssecretär des Innern, Graf Peyronnet.

III. Carl von Gottes Gnaden rc. Allen denen, die dieses lesen, Unsern Gruß. Da wir beschlossen haben, der Wiederkehr der Umtriebe vorzubeugen, welche einen verderblichen Einfluß auf die Wirksamkeit der letzten

Wahlcollegien ausübten, und daher Willens sind, die Wahlgesetze, deren Gebrechen die Erfahrung gezeigt hat, den Grundsätzen der constitutionellen Charte gemäß zu reformiren, so haben Wir die Nothwendigkeit erkannt, Uns des Uns zustehenden Rechtes zu bedienen, und durch von Uns ausgehende Bestimmungen für die Sicherheit des Staats und die Unterdrückung jedes die Würde Unserer Krone gefährdenden Unternehmens zu sorgen; und haben, nach Anhörung Unseres Staatsrathes, befohlen und befehlen: Art. 1. Gemäß den Artikeln 15, 36 und 30 der constitutionellen Charte wird die Kammer der Deputirten fortan nur aus Deputirten der Departements bestehen. 2. Der Wahlcensus und der Wählbarkeitscensus wird ausschließlich aus demjenigen Vermögen bestehen, für welches der Wähler und der Wählbare persönlich, als Eigenthümer oder Nutznießer, in das Register der Grundsteuer und der persönlichen und Mobiliar-Steuer eingetragen sind. 3. Jedes Departement wird so viele Deputirten haben, als ihm durch den Art. 36 der constitutionellen Charte zugetheilt sind. 4. Die Deputirten sollen erwählt und die Kammer erneuert werden nach der Form und in der Zeit, welche durch den Art. 37 der constitutionellen Charte bestimmt sind. 5. Die Wahl-Collegien werden sich in Bezirks-Collegien und Departements-Collegien theilen. Davon sind ausgenommen die Wahl-Collegien derjenigen Departements, welchen bloß Ein Deputirter zukommt. 6. Die Bezirks-Wahlcollegien werden aus dem höchst besteuerten Viertel der Wähler des Departements bestehen. 7. Die gegenwärtige Umgränzung der Bezirks-Wahlcollegien wird beibehalten. 8. Jedes

Bezirks-Wahlcollegium wird so viele Candidaten wählen, als seinem Departement Deputirte zukommen. 9. Das Bezirks-Collegium theilt sich in so viele Sectionen, als es Candidaten zu erwählen hat. Diese Theilung geschieht im Verhältniß der Zahl der Sectionen und der Gesammtzahl der Wähler des Collegiums, mit möglichster Rücksicht auf die Anforderungen der Localität und Nachbarschaft. 10. Die Sectionen des Bezirks-Wahlcollegiums können sich an verschiedenen Orten versammeln. 11. Jede Section eines Bezirks-Collegiums wird Einen Candidaten wählen, und abgesondert von den übrigen ihre Functionen ausüben. 12. Die Präsidenten der Sectionen des Bezirks-Collegiums werden durch die Präfecten aus der Zahl der Wähler des Bezirks ernannt. 13. Das Departements-Collegium wird die Deputirten wählen. Die Hälfte der Deputirten eines Departements muß aus dem Verzeichnisse der von den Bezirks-Collegien vorgeschlagenen Candidaten genommen werden. Ist jedoch die Zahl der Deputirten des Departements ungerade, so geschieht die Theilung ohne Schmälerung des dem Departemental-Collegium vorbehaltenen Rechts. 14. Im Falle wo durch Auslassungen, durch nichtige oder doppelte Ernennungen das Verzeichniß der von den Bezirks-Collegien vorgeschlagenen Candidaten unvollständig wäre, kann, wenn dieses Verzeichniß unter der Hälfte der erforderlichen Zahl steht, das Departemental-Collegium einen weiteren Candidaten außerhalb des Verzeichnisses wählen; steht das Verzeichniß unter dem Viertel, so kann das Departemental-Collegium die ganze Zahl der

Departements-Deputirten außerhalb des Verzeichnisses ernennen. 15. Die Präfecten, Unter-Präfecten und Ober-Officiere, welche eine Militär-Division befehligen, können in den Departements, wo sie ihre Functionen ausüben, nicht gewählt werden. 16. Das Verzeichniß der Wähler wird durch den Präfecten im Präfecturrath abgeschlossen. Es wird fünf Tage vor dem Zusammentritte der Collegien angeschlagen. 17. Reclamationen über das Wahlrecht, welche von den Präfecten nicht gewürdigt wurden, werden von der Deputirtenkammer beurtheilt, zur Zeit wo diese über die Gültigkeit der Operationen der Collegien entscheidet. 18. In den Departemental-Collegien werden die beiden ältesten und die beiden höchst besteuerten Wähler das Amt der Scrutatoren verrichten. Dieselbe Anordnung wird in denjenigen Sectionen der Bezirks-Collegien beobachtet werden, die aus mehr als fünfzig Wählern bestehen. In den andern Sectionen wird das Scrutatoren-Amt von dem ältesten und von dem höchst besteuerten Wähler ausgeübt werden. Der Secretär wird in dem Collegium der Sectionen der Collegien von dem Präsidenten und den Scrutatoren ernannt. 19. Keiner hat in das Collegium oder die Section des Collegiums Zutritt, der nicht in das Verzeichniß der dahin gehörigen Wähler eingetragen ist. Dieses Verzeichniß wird dem Präsidenten übergeben und bleibt in dem Sitzungsorte des Collegiums, so lange dasselbe seine Functionen ausübt, angeschlagen. 20. Jede Discussion oder Berathschlagung irgend einer Art ist dem Wahlcollegium untersagt. 21. Die Polizei des Collegiums steht dem Präsidenten zu. Ohne sein Ansuchen kann keine be-

waffnete Macht an dem Orte der Sitzungen aufgestellt werden. Die Militär-Commandanten sind gehalten, seinen Requisitionen nachzukommen. 22. Die Wahl geschieht in den Collegien und Sectionen der Collegien nach der absoluten Mehrheit der eingegangenen Stimmen. Sollte indessen die Wahl nach zweimal vorgenommenem Scrutinium noch nicht entschieden seyn, so nimmt das Wahl-Büreau das Verzeicheiß derjenigen, welche bei dem zweiten Scrutinium die meisten Stimmen erhalten haben, auf. Dieses Verzeichniß muß eine doppelt so große Anzahl von Namen enthalten, als noch Candidaten zu wählen sind. Beim dritten Scrutinium kann die Stimme nur solchen gegeben werden, welche auf jenem Verzeichnisse stehen, und die Wahl erfolgt durch relative Stimmen-Mehrheit. 23. Die Wähler werden durch Wahlzettel stimmen. Jeder Wahlzettel muß so viele Namen enthalten, als Candidaten zu wählen sind. 24. Die Wähler werden ihr Votum auf dem Schreibtische des Wahl-Büreau's niederschreiben, oder von einem der Scrutatoren niederschreiben lassen. 25. Name, Stand und Wohnort jedes Wählers, der seinen Wahlzettel abgibt, werden von dem Secretär auf eine, Behufs der Constatirung der Stimmenzahl geführte Liste eingetragen. 26. Jedes Scrutinium wird sechs Stunden lang offen bleiben und dann noch in derselben Sitzung erledigt. 27. Ueber jede Sitzung wird ein Protocoll aufgenommen. Dieses wird von sämmtlichen Mitgliedern des Wahl-Büreau's unterzeichnet. 28. Nach dem Art. 46 der constitutionellen Charte kann in der Kammer zu einem Gesetze kein Amendement gemacht werden, wenn dieses nicht von

Uns vorgeschlagen oder bewilligt worden, und wenn es nicht zuvor an die Büreaux gewiesen und von diesen discutirt worden ist. 29. Alle Anordnungen, die mit gegenwärtiger Ordonnanz im Widerspruche stehen, werden ohne Wirkung bleiben. 30. Unsere Minister-Staatssecretäre sind mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse von St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830 und im sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Für den König: der Präsident des Ministerraths, Fürst v. Polignac; der Siegelbewahrer, Minister der Justiz, Chantelauze; der Minister des Seewesens und der Colonien, Baron v. Haussez; der Minister des Innern, Graf Peyronnet; der Minister-Staatssecretär der Finanzen, Montbel; der Minister der geistlichen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, Graf Guernon-Ranville; der Minister der öffentlichen Arbeiten, Capelle.

IV. Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß. In Betracht der königlichen Ordonnanz von diesem Tage, in Bezug auf die Organisation der Wahlcollegien; auf den Bericht Unsers Minister-Staatssecretärs beim Departement des Innern, haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: Art. 1. Die Wahl-Collegien werden sich versammeln, nämlich die Bezirks-Wahlcollegien am nächsten 6. September, und die Departements-Wahlcollegien am nächsten 13. September. 2. Die Pairskammer und die Deputirten-Kammer der Departements ist auf den nächsten 28. Sept.

zusammenberufen. Unser Minister-Staatssecretär des Innern ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St. Cloud, am 25. Juli des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Durch den König: der Minister-Staatssecretär des Innern, Graf Peyronnet.

V. Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die Gegenwärtiges lesen, Unsern Gruß. Auf den Bericht Unseres Siegelbewahrers, Minister-Staatssecretärs bei dem Departement der Justiz, haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: Art. 1. Hr. Delavau, Staatsrath im außerordentlichen Dienste, ist zum Staatsrath im ordentlichen Dienste ernannt. 2. Die H.H. Graf Vaublanc, Baron Dudon, Staatsminister; Marquis v. Forbin des Issards, Baron Frenilly, Franchet Desperey, Vicomte Castelbajac, Syrieys de Mayrinhac, Staatsräthe im außerordentlichen Dienste, sind ermächtigt, den Berathschlagungen Unseres Staatsraths beizuwohnen und an denselben Theil zu nehmen. 3. Die H.H. Cornet d'Incourt, Ehren-Staatsrath, und Baron Villebois, Maitre de Requêtes, sind zu Staatsräthen im außerordentlichen Dienste ernannt, mit Ermächtigung, den Berathschlagungen Unseres Staatsraths beizuwohnen und an denselben Theil zu nehmen. 4. Die H.H. v. Formon und Vicomte v. Conny, Maitres de Requêtes, sind zu Staatsräthen im außerodentlichen Dienste ernannt, mit der Ermächtigung, den Berathschlagungen Unseres Staatsraths beizuwohnen und daran Theil zu nehmen. 5. Die H.H. Vicomte v. Curzay, Maitre de Requêtes, Präfect des Departements der Gironde, und

Marquis v. Villeneuve, Präfect des Departements der Correze, sind zu Staatsräthen im außerordentlichen Dienste ernannt. 6. Die H.H. Baron Chaulieu, Präfect des Departements der Loire, und Mery de Contades, sind zu Maitres de Requêtes im außerordentlichen Dienste ernannt. 6. Unser Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretär bei dem Departement der Justiz, ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben in Unserem Schlosse St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. Im Namen des Königes: der Siegelbewahrer, Justiz-Minister Chantelauze.

VI. Carl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra. Allen, die Gegenwärtiges sehen, Unsern Gruß. Auf den Bericht Unsers Siegelbewahrers, Minister-Staatssecretärs bei dem Departement der Justiz, haben Wir befohlen und befehlen wie folgt: Art. 1. Hr. Bergasse, vormaliger Deputirter bei den General-Staaten (États Généraux), ist zum Ehren-Staatsrath ernannt. 2. Unser Siegelbewahrer, Minister-Staatssecretär bei dem Departement der Justiz, ist mit Vollziehung gegenwärtiger Ordonnanz beauftragt. Gegeben im Schlosse St. Cloud, am 25. Julius des Jahres der Gnade 1830 und des sechsten Unserer Regierung. (Unterz.) Carl. — Im Namen des Königes: der Siegelbewahrer, Justiz-Minister Chantelauze.

---

Ohne Zweifel sind dieß seit der Abdankung Napoleon's die denkwürdigsten Staatsschriften, welche

der Welt vorgelegt wurden. Der Bericht der Minister, welcher vorgedruckt ist, beweist, daß der Streich zunächst gegen die Freiheit der Presse gerichtet war. Die Minister erklären, daß Frankreich mit derselben nicht mehr regiert werden kann. Die freie Presse ist also, nach der eigenen Erklärung dieser Männer der Gewalt, das furchtbarste Gegengewicht der Despotie; ebenso ist sie auch der große und fast einzige Schild der Völker gegen übelwollende Regierungen, ja selbst unter den besten Königen, gegen schlechte und gewissenlose Beamte; sie ist der Mund, welcher über jede verübte Gewaltthat Klage führt; sie ist eine Sachwalterin, die jeden Proceß, selbst der Niedrigsten im Volke gegen die Höchsten, übernimmt. Sie ist aber nicht Klägerin nur; ein Theil der Strafe liegt schon in ihrer Klage, denn für den Mächtigen, den keine Rücksicht vor Unterdrückung oder sonstigem Frevel zurückhält, ist die öffentliche Brandmarkung, das Gerede der Leute, ein Gegenstand des Schreckens; und selbst der mächtigste Frevler wird sich vor ihrer Anklage nie ganz hüten können: denn wenn er auch einige von den öffentlichen Blättern in seinen Vortheil zu ziehen weiß, so giebt es wieder andere, die unabhängig sind, oder den Scandal lieben; deßhalb ist auch in freien Ländern, wo die Presse ungehinderten Lauf hat, die Unterdrückung durch hohe und niedere Gewalthaber selten.

Die freie Presse ist ferner die Macht, welche jedem Interesse eine Stimme verleiht; wer irgend ein Recht geltend zu machen, eine Rücksicht zu vertheidigen hat, darf mit freier Presse auf Erhörung rechnen, wenn er seine Sache mit Talent führt. Ja, sie vertheidigt

nicht nur die bestehenden Interessen, sie bringt selbst erst eine Menge neuer zum Bewußtseyn. Fragen, die in unterdrückten Ländern Niemand aufwirft, Rechte, die Niemand anzusprechen beifällt, werden in Staaten mit Verfassungen, welche freie Aeußerungen des Gedankens schützen, ausgesprochen und durchgefochten. Die Folge davon ist, daß in Ländern, welche Preß-Freiheit genießen, das Regieren immer mehr erschwert wird, weil so viele Interessen berücksichtigt werden müssen; und dieß ist vielleicht die schönste ihrer Früchte, denn so wird sie zur sichersten, alle andern an Zuverläßigkeit überbietenden Garantie, daß nur die weisesten Männer des Landes die höchsten Stellen erlangen; daß also dem Gesetze der Natur Genüge geschieht, dem zufolge der Verständigste gebieten soll. Die Erfahrung hat dieß auf's glänzendste bewiesen. In Frankreich waren vor der Revolution Männer am Staatsruder, die an Fähigkeit weit unter denen standen, welche man seit 1789 an der Spitze der Geschäfte sah. Und woher dieß? Offenbar weil das Talent zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden war. Vor der Revolution gab es nur adelige Minister, seit 1814 — 1830 auch viele bürgerliche. Ein Peyronnet, ein Villèle, die Coryphäen der Restauration, sind aus diesem sonst verachteten Stande genommen; und doch hatte man die Grundsätze über diesen Punkt nicht geändert. Der König hing so fest an dem Glaubens-Artikel der Unreinheit des bürgerlichen Bluts wie ehemals, aber die Noth gebot, brauchbare Männer zu nehmen, und diese Noth entstand hauptsächlich durch den Kampf mit der Presse.

Blicken wir auf Deutschland. Noch vor fünfzig

Jahren wurde in den kleinen Staaten hundertmal schlechter regiert als jetzt. Niemand zweifelte damals, daß ein Jägermeister, ein Hofmarschall, ein maître des Plaisirs auch die Fähigkeit zu einem Premier-Minister habe; denn man betrieb die Regierung wie eine Jagd, man behandelte die Unterthanen wie eine Heerde Schafe, versteht sich, weil Niemand seine Stimme hören lassen durfte. Jetzt ist es wegen der Oeffentlichkeit in den Verhandlungen, welche von Constitutionen unzertrennlich ist, schon weit schwerer geworden, die Zügel der Regierung zu führen. Die Folge davon ist, daß wir bessere Minister haben, und gewiß, sie würden noch weit besser seyn, wenn wir die Freiheit der Presse in vollem Umfange genößen; den sichersten Beweis für diesen Satz liefert England. Es ist Thatsache, daß kein Land auf der Welt eine solche Reihe fähiger, ja zum Theil großer Minister aufzuweisen hat, als dieses glorreiche Volk seit der Zeit der protestantischen Erbfolge, d. h. seit der Zeit, daß die Verfassung Wahrheit wurde, und namentlich seit die Presse volle Freiheit erhielt. Warum diese auffallende Erscheinung? Etwa weil die Könige Englands klüger waren, als die andern Könige der Erde? Keineswegs; denn oft kam der Fall vor, daß die englischen Monarchen Männer zu ersten Ministern machten, welche sie verabscheuten, bloß deßhalb, weil die öffentliche Meinung, getragen und gestützt durch die Presse, sie auf diese Höhe erhob. Oft mußte aus diesem Grunde ein Lord North, ein Bute, Lieblinge ihrer königlichen Gebieter, einem Pitt, einem Canning, und solchen Männern Platz machen, welche die Natur mit dem Stempel des Genies aus-

gerüstet hat. Die Preßfreiheit ist die Grundsäule der englischen Constitution; darum hat auch der ausgezeichnete Irländer Burke, der große Redner und Prophet der französischen Revolution, öffentlich im Parlament erklärt: „Wenn man alle Freiheit Englands vernichtet, aber die freie Presse uns läßt, so will ich mit dieser allein in zwei Jahren die Constitution wieder herstellen. Man sieht, daß dieses Institut der Stolz aller Vaterlands-Freunde, und der ewige Anstoß der Unterdrücker, der Absoluten ist; daraus folgt aber auch, daß eine jede Verfassung ohne freie Presse noch der Vollendung mangelt, und der sichersten Garantie entbehrt.

Freilich hat dieselbe, wie jede Sache auf der Welt, auch seine nachtheilige Seite. Es geschieht hie und da, daß ein rechtlicher Mann verläumdet wird, daß gute Handlungen in einem falschen Lichte dargestellt werden. Dieß ist wahr; aber was thut das am Ende für das Ganze? Klagt man in einem Lande über die Mängel der Gerichtsordnung, über die lange Dauer der Processe, klagt man über das System der Creaturen, über den Eifer der hohen Beamten, nur Verwandte und Freunde in die Stellen einzusetzen, so ruft man Euch gleich zu: „die Welt ist nun einmal so; sie ist unvollkommen; sie ist immer so gewesen und wird immer so seyn;“ so bereitwillig und beredt ist man in Vertheidigung der Mißbräuche der Gewalt. Warum sollte man sich nicht auch die geringen Nachtheile eines Instituts gefallen lassen, welches für die Freiheit das mächtigste Bollwerk ist! Noch mehr: wenn in einem Lande dieses Institut Wurzel gefaßt hat, gewinnt die öffentliche Meinung bald die Fähigkeit, das Wahre

vom Falschen, leere Declamationen von gegründeten Angriffen zu unterscheiden. Wird auch ächte Tugend da und dort verläumdet, so stehen ihr dieselben Mittel, durch welche der Angriff erfolgte, zu Gebot, um sich zu vertheidigen; und gelingt es ihr nicht, für den Augenblick den Nebel zu zerstreuen, so findet sie Schutz in ihrem Bewußtseyn und weiß, daß die Wahrheit zuletzt durchdringen wird. Die Presse hat noch keinen braven Mann in's Unglück gebracht. Diejenigen, welche sich am meisten vor ihrer Frechheit fürchten, sind jene überzarten Seelen, welche bei jeder Berührung gleich zusammenschaudern, jene Eiteln, die das geringste Wort, welches man gegen sie sagt, als eine unverzeihliche Beleidigung ansehen, während sie gewöhnlich Andere nicht schonen; und solche Leute verdienen wahrlich nicht, daß man um ihretwillen ein Institut von unabsehbarer Wichtigkeit beschränke.

„Aber freilich kann die Presse auch in einem weiteren Kreise Böses wirken, sie kann die Regierung verläumden und zuletzt zur Anarchie führen, wie es in Frankreich geschehen ist;" so sagen ihre Feinde. Allein wie elend, schwach, muß eine Regierung seyn, wenn sie ein Schriftsteller über den Haufen werfen kann! Der Regierung stehen unermeßliche Hülfsmittel zu Gebot; sie ist der Achtung aller guten Bürger zum Voraus versichert, wenn sie gerecht ist. Regiert nur, wie ihr sollt, d. h., mit Gerechtigkeit und im Interesse des Volks; gebt offene Rechenschaft von euern Maßregeln, so wird euch keine Feder in der Welt schaden können; ja nicht einmal die ausgesuchteste Bosheit wird es wagen, euch anzugreifen: denn das Talent ist überall ehr-

geitzig; diese Leidenschaft aber findet nur auf Seite der Regierung volle Befriedigung. So werden die ausgezeichnetsten Köpfe die Regierung, wenn sie gut ist, vertheidigen, und sobald ein Land trefflich regiert wird, werden auch die Zeitungen der Regierung die besten seyn.

Allein die französischen Minister erklären, die Presse sey das furchtbarste Auflösungsmittel, welches nach und nach alle Zügel der Gewalt zerfresse, und nothwendig zur Anarchie führe. Sie meinten hiermit die Stellung der Regierung gegenüber von der liberalen Partei, vom Volke. Die Erfahrung der merkwürdigen vier Tage hat bewiesen, daß sie noch viel mehr sagen konnten, daß ihre Behauptung eine viel weitere Ausdehnung verdiente. Die öffentliche Meinung, gestützt und gelenkt durch die Presse oder die Zeitungen, hat selbst in den eigenen Reihen der Royalisten gewüthet, hat die Unentschlossenheit und das Verderben unter sie gebracht. Man kann die Ordonnanzen, wegen der blutigen Folgen, welche sie nothwendig, auch im Falle des Gelingens, haben mußten, mit der Bartholomäus-Nacht vergleichen; aber in der Ausführung findet sich ein himmelweiter Unterschied.

Dort mordete, säbelte, erschoß, erwürgte, ersäufte man die armen Schlachtopfer, daß es eine Lust war, für das rachgierige Auge des Königes und der Priester, und jeder katholische Edelmann schätzte es sich zur Ehre, im Dienste Sr. allerchristlichen Majestät zum Henker zu werden an den armen Protestanten. Aber hier war es ganz anders; in dem Verfahren der königlichen Partei sah man durchaus Unentschlossenheit und halbe Maßregeln. Der Herzog von Ragusa, General-Comman-

dant in Paris, hatte am ersten Tage mit Kartätschen feuern lassen; er hätte gegen das Volk mit derselben Energie handeln sollen, die er so oft auf dem Schlachtfelde bewies, dann möchte die Herrschaft des Königes vielleicht noch einen Monat länger gedauert haben. Aber ihm graute vor dem Blute der Pariser, er rechnete dießmal mit Menschenleben, und wollte deren so wenig als möglich aufopfern. Mangin, der Policei-Präfect, hätte die ersten Journalisten und Vorkämpfer der liberalen Seite in den Kammern verhaften, oder gleich erschießen lassen sollen, so forderten es die Klugheit und die Politik seiner Partei; aber der Mann der Gewalt erbebte vor dem Schritte, auf die Tribunen des Volks, die unverletzlichen Vertreter der Nation, deren Person das Gesetz geweiht, seine ruchlosen Hände zu legen. Der Gardeofficier, welcher den Bourbons sonst mit größter Aufopferung gedient, verlangte seine Entlassung von dem Könige. Der Wachtmeister selbst, welcher auf der Straße Saint-Honoré commandirt, zaudert, wenn er „Feuer" sagen soll, und der gemeine Soldat der Linie denkt, es sey unrecht, auf die Bürger zu feuern, und dieser Gedanke zieht sein Gewehr in die Höhe, so daß die Kugel in die Luft fährt. Woher dieß? War denn der Befehl, welcher die Bartholomäus-Nacht anordnete, weniger schlimm, als die Ordonnanzen vom 25. Juli? Gewiß nicht! Oder sind die Menschen im neunzehnten Jahrhundert furchtsamer geworden, als sie es im sechszehnten waren? Eben so wenig. Der wahre Grund liegt darin, daß die Stimme der liberalen Blätter, das Bewußtseyn der Ungerechtigkeit der königlichen Sache, durch die freie

Presse überall hin verbreitet, auch bis in die Nähe des Königes, selbst unter den Haufen seiner bezahlten Vertheidiger gedrungen war. Ein schlechter Streich ist und bleibt schlecht; und wenn mein Verstand mir sagt, daß ich Unrecht thue, so handle ich nur mit halber Kraft, was auch die Sophisterei des Ehrgeitzes dagegen einwenden mag. Ein entschiedener Bösewicht ist so selten, als entschiedene Tugend. Der gewöhnliche Mensch hat den besten Theil seiner Kraft verloren, wenn sein Gewissen im Widerspruch mit seinem Handeln ist; und die Hand thut das nie recht, was der Kopf verdammt. Diese Halbheit hat, wie ein Gift, das die liberale Presse unter des Königes Leute ausstreute, seine Sache in den letzten Tage des Juli gestürzt. Sie existirte in der Gegenpartei nicht; denn diese hatte das glühende Gefühl der Gerechtigkeit ihrer Sache. Darum wurde auf dieser Seite mit solcher Energie gehandelt, und der Sieg so glänzend erstritten.

Folglich ist der Fehler, den die Minister in der freien Presse finden, an einem ganz andern Orte zu suchen: die Presse ist einzig nur das Mittel, welches diesen Fehler offenkundig, und eben dadurch so gefährlich macht.

Weiter sagen die Minister: „Seit den fünfzehn Jahren der Restauration habe Frankreich die verschiedenartigsten, aus ganz verschiedenen Grundsätzen gebildeten Ministerien gehabt, und doch seyen alle diese verschiedenen Ministerien mit gleicher Wuth von der Presse angegriffen worden.“ Sie suchen aus diesem Satze zu beweisen, daß die Partei, welche sich der Zeitungen bemächtigt hatte, nicht gegen die Grundsätze der Regie-

rung, sondern gegen die Staatsgewalt selbst erbittert sey: daß sie die geheime Absicht habe, Altar und Thron zu zerstören, und eine Republik oder die Anarchie herbei zu führen. Es ist wahr, das Ministerium Decazes war in vielen Punkten verschieden vom Ministerium Villèle — und dieses wieder von dem unter Martignac, und anders als diese zusammen, war die Verwaltung Polignac's. Aber in einer Sache waren diese verschiedenen Gewalten gleich, nämlich in dem Mittelpunkte; in dem Geiste, welcher von der Krone auf die Minister ausgieng, und den Gang der Geschäfte bestimmte. Alle Verwaltungen seit 1814 waren darin gleich, daß sie geheimen oder offenen Krieg gegen die Freiheiten Frankreichs führten, daß sie die Charte, welche die Volkspartei zur Wahrheit zu machen strebte, zu einem Scheine herabzuwürdigen suchten. War ein solches Ministerium halb liberal, so sah man ihm den Zwang an, der ihm vom Hof auferlegt wurde; war es den Ansichten des Hofes genehm, so stand es im offenen Kriege mit der Nation. Mit Einem Worte: der Fehler lag in der Person der Bourbons. Diese waren nicht Könige der Franzosen, sondern einer Partei, welche die Priester und den alten Adel umfaßte; sie gehörten nicht Frankreich an, sie stützten sich auf das Ausland; sie lebten nicht in der Gegenwart, sondern in der Vergangenheit; ihr ganzes Streben gieng darauf aus, den Zustand des Landes, wie er vor 1789 war, mit allen, dem Volke so verhaßten Verhältnissen wieder herzustellen. Alles Glänzende und Erhabene, das die Geschichte Frankreichs darbot, das die Einbildungskraft der Franzosen fesselt, und ihrer Eigenliebe

schmeichelt, war ihnen fremd; es gehörte den schönen Tagen der Revolution oder dem Kaiserreiche an.

Ein solcher Herrscherstamm konnte mit seinen Gefühlen, mit seinen Ansichten, die den nationellen durchaus entgegen waren, sich unmöglich mit der Preßfreiheit vertragen, welche die freie Entwicklung der französischen Nation so außerordentlich begünstigte. Der Versuch, sie zu unterdrücken, ist daher von dieser Seite natürlich. Aber andererseits hatte sich der König durch die Charte und durch Gesetze feierlichst des Rechts begeben, über diesen wichtigen Punkt der Verfassung für sich allein zu verfügen; gesetzlich konnte nur durch das gemeinschaftliche Zusammenwirken des Königes und der Kammern die Presse beschränkt werden. Indem er sich durch die Ordonnanzen diesen Eingriff erlaubte, hat er die Verfassung verletzt; der Vertrag, welcher ihm die Krone Frankreichs allein sicherte, war zernichtet, und die Franzosen hatten somit das Recht, für sich selbst zu sorgen.

Eben so verhält es sich mit der Ordonnanz, welche die Kammer auflöste, die noch gar nicht vorhanden war. Auf den 3. August war sie berufen, und am 25. Juli wurde ihre Auflösung ausgesprochen. Dem Könige giebt die Charte bloß das Recht, eine schon bestehende und constituirte Kammer aufzulösen, nicht aber, eine erst gewählte zu vernichten.

Doch der furchtbarste Eingriff in die Rechte der Nation war die Abänderung des Wahlgesetzes. Die französischen Deputirten werden auf zwei verschiedene Arten gewählt, entweder durch die Wahl-Bezirke oder durch die Wahl-Collegien der Departements. Ganz

Frankreich ist zum Behuf der Wahlen in eine gewisse Zahl von Arrondissements eingetheilt. Jeder dieser Bezirke wählt einen Deputirten. Wähler in denselben ist Jeder, welcher 300 Franken und darüber an directen Steuern bezahlt. Außer diesen Arrondissements wählen aber auch noch die Departemental-Collegien, die aus den Höchstbesteuerten, d. h. aus solchen zusammengesetzt sind, die 600 Franken Steuer und darüber entrichten. Nun ist es eine durch die Erfahrung von fünfzehn Jahren bestätigte Wahrheit, daß die kleinen Collegien, in denen der Mittelstand den Ausschlag giebt, die meisten liberalen Candidaten in die Kammer schickten, während die großen Wahl-Collegien, aus den reichsten Gutsbesitzern und dem Land-Adel bestehend, sich immer auf die königliche Seite neigten. Durch die Ordonnanzen wurden nun den kleinen Collegien die Wahlen ganz entzogen, es wurde ihnen bloß erlaubt, Candidaten vorzuschlagen, aus denen dann die großen Collegien die Deputirten zu ernennen hatten. Auf diese Weise war der Stimme des Volks der Zugang in die Kammern verschlossen, und diese kam in die Hände der Höchstbegüterten, welche natürlich die Krone immer schonen, weil diese ihrerseits so gefällig ist, ihren Mitgliedern ansehnliche Stellen zu geben. Die Charte war also durch diesen Schritt zu einem lächerlichen Scheine herabgewürdigt, und hatte alle Wahrheit verloren, sobald die Franzosen ruhig dazu schwiegen. Wenn sie es aber nicht duldeten, so war der Krieg entschieden. Und wahrlich, sie hatten die triftigsten Gründe, es nicht zu dulden, denn die unseligen Ordonnanzen waren, selbst im Fall, daß der König schnell siegte, nur der Anfang zu größeren Ge-

waltschritten. In dem Berichte an den König wird eine verbrecherische Partei genannt, welche die Nation und die Wahlen irre leite. Die Ordonnanzen selbst bewiesen, daß der König an die Wahrheit dieser Behauptung glaubte; daß er die Liberalen für Jacobiner, ihre Häupter für Königsmörder, die unabhängigen Journalisten für Staatsverräther hielt. Hätte der König seinen Willen durchgesetzt, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß er alle diese Verbrecher geschont, daß er ihnen die Freiheit, und also auch die Möglichkeit, sich zu rächen, und Frankreich zur Vertheidigung der gemordeten Freiheit aufzurufen, gelassen haben dürfte. So gutmüthig wird wohl Niemand seyn, um dieß zu glauben. Vielmehr würde eine gute Zahl jener Männer, die man mit den Namen „verbrecherische Factionsmänner" bezeichnete, entweder zum Schaffot oder doch zu lebenslänglicher Verwahrung verurtheilt worden seyn: denn die royalistische Partei, die Siegerin in günstigem Falle, deren Mitglieder von den Zeitschriften so oft als Unfähige, oder als Dummköpfe bezeichnet worden waren, hätte sich gewiß im Siege nicht gemäßigt. Eben so wenig ihre Verbündeten, die Priester, von denen Jedermann weiß, daß sie zu keiner Zeit blöde gewesen sind, wenn es sich davon handelte, zuzugreifen. Die nächste Abänderung nach Vernichtung der Kammer (denn so kann man jenes Wahlgesetz der Ordonnanzen nennen) würde den Gerichtsstand betroffen haben. Man würde die Unabsetzbarkeit der Richter aufgehoben, und alle unabhängigen Glieder aus diesem Stande verstoßen haben. Dann, wenn dieß gelang, war die Barbarei vollendet. Wenn man nur den Polizeisoldaten auszuschicken nöthig hatte, um Jeden

zu verhaften, der nicht gefiel; wenn man ihn dem Richter mit der Sicherheit übergeben konnte, daß dieser im Sinne der Gewalt sprechen werde, so war es um Frankreichs Macht, Ansehen, Wohlstand und Bildung geschehen. Die Ströme von Blut, in der Revolution vergossen, waren für nichts geflossen, und alle theuer erworbenen Rechte verloren.

Die französische Nation war, selbst in Masse genommen, aufgeklärt genug, um diese Gefahren einzusehen, sie war auch muthig genug, um zu handeln: denn kein Volk auf Erden ist so bereit, wo es schnelle That gilt, als die Franzosen. Der Kampf war also unvermeidlich.

Ehe wir jedoch die Beschreibung dieses denkwürdigen Kampfes beginnen, wollen wir noch einen Blick auf den Stand der Streitkräfte vor dem Kampfe selbst werfen.

Carl X. war am 25. Juli noch König der Franzosen, im vollsten Sinne des Worts, er besaß noch eine unermeßliche Gewalt. Alle Beamten in Frankreich hatten ihm geschworen, alle wichtigen Stellen in der Verwaltung, in dem Heere, selbst zum Theil in der Justiz, waren von unbedingt ergebenen Menschen, von Creaturen der Partei besetzt, zu welcher der König sich geschlagen hatte. Der ganze Clerus hieng fest an ihm, eben so sehr aus Hoffnung auf den Schutz des Königes und auf fortwährende Vergünstigungen, als aus Furcht vor den Liberalen; denn wenn diese siegten, so war der Pfaffen Reich vorbei, und nur die andere Welt, mit der sie sich nie begnügt haben, blieb ihnen. Dieser Clerus hatte aber, besonders im Süden, einen

großen Einfluß auf das gemeine Volk, auf den Pöbel der Provence, und machte ihn dem Thron ergeben. Außerdem war für den König und seine Gewalt die große Masse der Reichen, denn diese lieben überall das Bestehende, weil sie wissen, daß sie bei Umwälzungen nur zu verlieren haben. Endlich war für ihn auch der Schimmer, welcher die Krone umleuchtet; die religiöse Scheu gegenüber dem Throne, welche bei jedem Volke Statt findet. Denn, wenn Könige auch hie und da durch Mienen oder Frevel ihre erhabene Würde entweihen, so wird der gesunde Sinn des Volkes überall in seinem Fürsten, von dessen mächtigem Willen das Wohl und Wehe so vieler Tausenden abhängt, den Gesalbten des Herrn verehren. Dieses Gefühl, tief in den Seelen der Menschen gewurzelt, war in Frankreich durch die frühere Geschichte und den Kampf der Parteien stärker erschüttert, als in andern Ländern, aber durchaus nicht ganz vernichtet. Wo es aber herrscht, da gehört viel dazu, bis der Bürger die Hand aufhebt gegen seinen rechtmäßigen, durch Vertrag, Herkommen und Religion geheiligten Regenten.

Dieß sind die Stützen, auf denen seine Macht im weiten Frankreich ruhte. Aber hier kommt noch besonders Paris in Betracht. Diese Stadt hatte in der früheren Geschichte so oft den Ausschlag gegeben. Sie war jetzt das Hauptquartier der Freiheit, und der Sitz der verständigsten und mächtigsten Anhänger der Volkspartei; von ihr giengen jene gefürchteten Tagblätter aus, welche man als unverträglich mit Frankreichs Ruhe bezeichnet hatte. Hier war der kräftigste

Widerstand zu erwarten, hier mußten deßhalb auch die ersten Streiche geführt werden.

Es standen in jenem Augenblicke ungefähr 18,000 Mann in Paris, befehligt von Officieren, die meistens dem Könige blind ergeben waren. Hier das Verzeichniß dieser Truppen:

| | | |
|---|---|---|
| Gensd'armerie von Paris .................. | 1400 | Mann. |
| Jagd-Gensd'armen .......................... | 200 | — |
| Erstes und drittes Regiment der Garde | 3400 | — |
| Sechstes Regiment (Linie) ............... | 1000 | — |
| Achtes Regiment (Schweizer-Garde) ... | 1700 | — |
| Zweites Regiment der Garde .......... | 1700 | — |
| Fünftes, 50stes, 53stes (Linie) und 15tes (leichte Truppen) .................... | 6000 | — |
| Ein Regiment Grenadiere zu Pferd, Kürassiere und Lanciers ............ | 1800 | — |
| Eine Escadron Schützen zu Pferd ..... | 200 | — |
| Artillerie (12 Kanonen) ................ | 200 | — |
| Zusammen | 17,600 | Mann. |

Das dritte Regiment der Garde bestand aus lauter Vendéern, den Söhnen der tapfern Bauern, welche früherhin für die Bourbons geblutet hatten, dem Könige auf Leben und Tod unbedingt ergeben, gefesselt an dessen Person durch das ehrende Vertrauen des Monarchen, und durch die oft aufgefrischte Erinnerung an die Ergebenheit ihrer Väter. Eben so gut war die Schweizer-Garde, welche es schon deßhalb mit dem Könige halten mußte, weil sie, im Falle der Sieg dem Volke blieb, keine Gnade erwarten durfte. Alle diese

Truppen waren trefflich exercirt, gut bezahlt und auf's Beste ausgerüstet. Sie hielten die wichtigsten Plätze der Stadt besetzt. Daneben versah eine ungeheure Menge von Polizeidienern den Dienst im Innern.

Andererseits war die Bevölkerung von Paris waffenlos. Die Nationalgarde war längst aufgelöst; wenn man den Streit beginnen wollte, so fehlte es an Führern und an Einheit des Planes: denn im Anfang und ohne einige Sicherheit des Erfolgs konnte sich kein Mann von Gewicht zum Anführer hergeben, weil er seinen Kopf in die größte Gefahr brachte.

Die Besorgnisse, welche ein großer Theil der Pariser Bevölkerung hegte, waren daher gegründet, weil der Sieg eines unberathenen, planlos kämpfenden Volkes gegen eine wohlbewaffnete, trefflich disciplinirte Truppe, gegen eine furchtbare Artillerie, gegen das ganze Gewicht des königlichen Namens und Ansehens schien sehr ungewiß, ja höchst unwahrscheinlich.

Doch Paris, auf die gute Sache bauend, besaß Waffen anderer Art, die, wenn sie auch gleich nicht so in die Augen fielen, wie die Kanonen der königlichen Garden, nicht minder furchtbar waren. Der Hauptvortheil der Liberalen bestand in der ungeheuren Größe der Stadt. Aufstände können nur in großen Städten mit Glück ausgeführt werden; denn nur hier finden sich die beiden nöthigen Erfordernisse vereinigt: nämlich die Masse von Licht und die Kraft des Gedankens, welche die Empörung leiten kann, und die Menge der Arme, um zu schlagen. Jenes strömte aus den so

verbreiteten und so allgemein gelesenen Zeitungen; diese boten die zahlreichen Arbeiter dar. Die Menge derselben vermehrte den Muth; denn wenn eine lange Straße vollgepfropft von Menschen steht, welche alle von Einem Gefühle, von Einem Willen entflammt sind, so wächst dem Einzelnen der Muth; die Menge wirkt wie zauberisch, und die Gewehre, Bajonette und Kanonen, welche man aufgepflanzt sieht, verlieren ihren erschreckenden Eindruck. Hierzu kommt noch, daß diese ungeheure Masse von Menschen, durch die freie Presse längst mit den großen Fragen des Tages, den Rechten der Nation vertraut, mit den Angriffen darauf wohl bekannt und deßhalb auch längst im Hasse gegen die Gewalt bestärkt war. Und wenn die Partei des Volkes, an deren Spitze die großen Kaufleute und Fabricanten standen, auch keinen regelmäßigen Plan, keine geordnete Führung besaß, so hatte man sich doch über gewisse sehr wesentliche Punkte durch tägliche Unterhaltung in den häufigen Gesprächen über das, was zu thun sey, wenn die Regierung einen Schlag wagen würde, verständigt. Kaum waren die Ordonnanzen in Paris bekannt, so schloßen sich alle Werkstätten. So wie die Nachricht davon nach Lyon, Bordeaux, Marseille, Straßburg kam, geschah dasselbe. Die Gleichförmigkeit dieses Verfahrens und der große Nutzen, den diese Maßregel hatte, lassen vermuthen, daß sie nicht ohne Einverständniß vorgenommen wurde. Die Verschließung der Werkstätten brachte eine ungeheure Menge brodloser Arbeiter auf die Straßen; zu dem Interesse für die Rechte des Vaterlandes, welches auch unter

diesen Menschen, wiewohl in geringerem Grade, verbreitet war, kam nun noch der mächtige Hebel des Eigennutzes, die Wuth, durch die Regierung um ihr Brod gebracht zu seyn; und mancher Werkherr mag den Arbeitern beim Entlassen gesagt haben, wo sie für den Augenblick ihr Brod zu suchen hätten und durch welche Mittel sie wieder Arbeit finden könnten.

Doch vergessen wir über diesen äußern Mitteln des Widerstandes die innern nicht. Die furchtbarste Waffe gegen den König war das Bewußtseyn des königlichen Meineids, welches in jeder Brust flammte. Carl X. hatte auf's Feierlichste und unter den imposantesten religiösen Ceremonien bei der Salbung zu Rheims der Charte Treue geschworen. Nun war dieser Eid verletzt und mit Füßen getreten. Wer konnte bei diesem Gedanken den Zorn unterdrücken? — Die dumme Gewalt der Pfaffen, der Adel, die Interessen von 1789 sollen siegen über alle neuen, mit so viel Blut und Ruhm errungenen Institutionen von Frankreich, und ein alter, übelberathener Greis soll eine edle Nation in Fesseln schlagen! Dem Talente soll ferner die Bahn der Ehre und des Ruhmes verschlossen, und aller Glanz den Priestern, den Alt-Adeligen aufbewahrt, das Gesetz der Natur, welches dem Talente die Krone zuerkennt, umgekehrt seyn? — Dieß waren die Fragen, welche jeder Denkende sich zurufen mußte.

Diese Verächtlichkeit der königlichen Sache, der Meineid, welcher sie drückte, die schlechte Absicht, welche aus ihr hervorleuchtete, haben ihr am meisten geschadet; sie waren Schuld, daß kein einziger Unterthan im Ei-

vilkleide, kein Anhänger des Königs, sondern nur besoldete Diener in der Uniform, den Schild für sie erhoben.

Der Moniteur, welcher die unseligen Befehle enthielt, verbreitete die größte Bestürzung in den Häusern, wo er zuerst bekannt wurde. Aber Paris ist eine ungeheuer große Stadt, wenige Bewohner lesen dieses Blatt der Regierung; es dauerte daher fast bis gegen Abend, ehe sich die Kunde davon in der ganzen Stadt zu verbreiten vermochte. Sofort wurden die Buden geschlossen, eine unermeßliche Menge Menschen ergoß sich auf die Straßen; die Gebildeten und Wohlgekleideten zeigten Trauer und Bestürzung auf den Gesichtern, das gemeine Volk dagegen verfluchte laut die Regierung. Uebrigens waren die Soldaten in ihren Kasernen, die Posten nicht einmal verdoppelt, aber eine Menge von Polizeidienern, verkleidet und unverkleidet, zeigte sich namentlich in den Caffeehäusern und Lese-Cabinetten.

Gegen vier Uhr wälzte sich der Strom in das Palais-Royal, das bekannte ungeheure Gebäude. Es bildeten sich zahlreiche Gruppen, in deren Mitte die Ordonnanzen abgelesen und bitter kritisirt wurden. Man hörte Stimmen, welche riefen: „Seit fünfzehn Jahren haben sie uns geschunden, ihr Maß ist voll, sie müssen fallen!“

In den vielen Höfen und Säulengruppen des Palais-Royal fanden sich zahlreiche Buden von Buchhändlern, die mit Neuigkeiten des Tages handeln. Ein gewisser Marquis Chabannes, ein Thor, der seine

Eitelkeit damit befriedigte, Lithographien und Verse aus eigener Fabrik auszustellen, welche gegen die Regierung gerichtet waren, und oft confiscirt wurden, hatte daselbst eine Bude. Um diese versammelte sich ein großer Haufe. Man hörte das Geschrei: „Es lebe die Charte!“ Alsbald rückte ein Trupp von Gensd'armen mit dem Säbel in der Faust auf die Volksmenge ein, bereit einzuhauen. Bei ihrem Anblicke zieht sich dieselbe in guter Ordnung zurück. Die Buden im Palais-Royal werden augenblicklich geschlossen, und Weiber und Kinder stürzen unter die Gensd'armen herein, und beladen sie mit Verwünschungen. Das Volk wogte zunächst in den Garten des Palais-Royal; aber dieser wurde um 9 Uhr ausgeräumt und geschlossen.

Auf dem Heimwege schlug die Menge in den angränzenden Straßen mehrere Laternen ein. Ein Haufe eilte auf die elisäischen Felder, um dort dem Fürsten Polignac, der auf dem Rückwege von St. Cloud über diesen Platz fahren mußte, aufzulauern. Wirklich wird auch ein Wagen, in welchem sie den Minister vermutheten, festgehalten; aber während die, welche darin saßen, zu beweisen sich bemühten, daß sie nicht der Gesuchte seyen, gelang es dem Fürsten, unter Begleitung von zwei Gensd'armen zu entkommen. Sein Wagen fuhr im Galopp in den Hof des Palastes der auswärtigen Angelegenheiten, und das Thor wurde hinter ihm geschlossen. Nun suchte jener Haufe seine Wuth wenigstens an dem Hause des verhaßten Mannes auszulassen. Ein Hagel von Steinen flog in die Fenster. Einige der Verwegensten versuchten es, an der Gartenmauer hin-

anzuklettern, und der Lärm war eine Zeit lang so groß, daß der Minister sich voll Angst in ein Gewölbe unter der Erde geflüchtet haben soll. Er blieb auch dort verborgen, bis eine zu Hülfe gerufene Abtheilung Soldaten seinen Pallast befreite.

Indessen floß an diesem Tage kein Blut, aber die Erbitterung nahm von Stunde zu Stunde zu, und schon die ganze Nacht vom 26sten auf den 27sten mußten zahlreiche Posten von der Garde, den Schweitzern, den Gensd'armen durch die Stadt ziehen, und jenen mühsamen Dienst beginnen, der von Montag bis Donnerstag Nachts unausgesetzt fortdauerte und den Truppen den besten Theil ihrer Kraft raubte. Noch in dieser Nacht geschah ein wichtiger Schritt. Die Eigenthümer und Redactoren der unabhängigen Blätter versammelten sich, und unterzeichneten folgende Protestation:

„Man hat seit sechs Monaten oft angekündigt, daß ein Gewaltstreich geschehen, daß die Gesetze verletzt werden sollen. Der gesunde Verstand des Publicums wollte diesem Gerüchte nicht glauben. Das Ministerium selbst hat es für eine Lüge erklärt. Dennoch verkündigt der Moniteur von heute die merkwürdigen Ordonnanzen, welche die Verfassung vernichten.“

„In der persönlichen Stellung, in der wir uns befinden, sind wir nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet. Die Bürger, welche vor allen andern das Beispiel des Gehorsams gegen das Gesetz geben müssen, sind die Journalisten. Da die Herrschaft der Gesetze vernichtet ist, so liegt ihnen ob, zuerst der illegalen Gewalt Widerstand zu leisten. Ihre Gründe für diese

Verfahren sind so einleuchtend, daß man sie nur auszusprechen braucht.“

„Die Regierung erlaubt sich in den Ordonnanzen von heute, über einen Gegenstand zu verfügen, über welchen ihr für sich allein keine Gewalt zusteht. Die Charte (Art. 8) sagt, daß die Franzosen sich in Betreff der Presse nach den Gesetzen und nicht nach den Ordonnanzen des Königes zu richten haben. Ferner sagt die Charte (Art. 35), daß die Organisation der Wahlcollegien durch Gesetze und nicht durch Ordonnanzen bestimmt werden soll. Die Krone selbst hat bis jetzt diese Artikel anerkannt, sie hat sich niemals das Recht herausgenommen, dieselben auf irgend eine Weise abzuändern. So oft sie in dem Preßverfahren oder in den Wahlgesetzen Modificationen für nöthig fand, hat sie sich an die beiden Kammern gewendet. So z. B. bei der Einführung der siebenjährigen Dauer der Deputirtenkammer und bei dem Gesetze, das ihre völlige Erneuerung aussprach. Folglich hat das Königthum die Artikel 8 und 35 selbst factisch anerkannt.“

„Auch die Tribunale haben feierlich dieselben Grundsätze ausgesprochen. So haben mehrere Gerichtshöfe, und namentlich der zu Paris, die Zeitungen verurtheilt, welche die Statuten der bretagnischen Gesellschaft zu Verweigerung der Steuern bekannt machten; ohne Zweifel, weil sie die Voraussetzung, daß die Regierung in Fällen, wo nur das Gesetz gilt, Ordonnanzen in Anwendung bringen könnte, für Unrecht und für eine Beleidigung gegen den Thron ansahen. Folglich hat der Buchstabe der Charte, das bisherige Verfahren der Krone,

schönsten Züge aus dieser kurzen Revolution. Ehre die Belleyme, der, unerschüttert durch die Furcht vor einer siegenden und rachgierigen Partei, die heilige Würde des Richters bewahrte.

Alle diese Angriffe auf die liberalen Blätter erfolgten Dienstag den 27sten Vormittags. Um diese Zeit waren noch manche kleinere Buden geöffnet, aber um Mittag schloßen sich alle. Eine große Masse von Bauarbeitern, Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Schmiede und Schlosser, zog sich gegen den Boulevard der Capuziner, gegen die Wohnung des Fürsten Polignac. Dieses Haus war zwar stark besetzt durch Gens'darmerie zu Fuß und zu Pferd, welche den Hof und den Garten anfüllte; ein anderer starker Posten hielt den Haupteingang besetzt, und deckte die ganze Länge des Hauses. Dessen ungeachtet fliegt ein Hagel von Steinen auf dasselbe, der eine Menge Fenster zerbricht, die großen Laternen vor dem Thore werden zerschmettert. Auf diesen Angriff stürzt eine Abtheilung Gensd'armerie zu Pferd im Galopp auf die Menge, aber diese zieht sich langsam zurück, und rückt gleich wieder hervor, so wie die Gensd'armen gegen den Pallast zurückweichen, und verfolgt sie mit Hohngeschrei und Pfeifen. Zuletzt kam eine Abtheilung von der Linie zu Hülfe, und besetzt den ganzen Platz vor dem Hause.

Sobald das Getümmel gestillt und der Weg wieder etwas sicher war, fuhr der Minister unter starker Bedeckung aus, und begab sich in die Tuilerien, um dort mit seinen Collegen Rath zu halten. Zu derselben Zeit, als dieß vor dem Pallaste der auswärtigen Angelegenheiten vorgieng, waren die Straßen im Innern der

Stadt, die übrigen Boulevards, der Steinweg längs der Seine, und besonders die Umgebung des Palais-Royal voll Menschen. Der Posten an letzterem Orte wurde verdoppelt, und Nachmittags fieng die Gensd'armerie an, die Menge vom Platze fort zu treiben. Dadurch entstand ein ungeheures Gedränge. Die anstoßenden Straßen Saint-Honoré, Richelieu, Valois und andere, waren vollgepfropft von Menschen, welche sich zurückzogen, und natürlich nicht schnell vorwärts kommen konnten. Aber mit Gewalt drängten die Gensd'armen im Rücken die Masse, und so entstand ein Kampf. Die Soldaten schlugen mit den Kolben und den flachen Säbeln auf die Bürger, diese wehrten sich mit Stöcken und mit einem Hagel von Steinwürfen.

Doch ward um diese Zeit noch kein Blut vergossen, aber die Stimmung wurde immer leidenschaftlicher.

Indessen hatten sich die Minister in den Tuilerien versammelt, um sich über die zu treffenden Maßregeln zu berathen. Sie hatten den Zustand der Dinge selbst gesehen, und wurden noch überdieß durch Polizei-Spione von der drohenden Gährung in der Stadt unterrichtet. Es waren wirklich dringende Maßregeln nöthig. Gewiß ist, daß im Ministerialrathe der Vorschlag gemacht und auch gebilligt wurde, fünfzehn der angesehensten liberalen Deputirten und Journalisten, von denen man befürchtete, daß sie sich an die Spitze des Aufstandes stellen könnten, in der Nacht zu verhaften. Aber die Gründe, warum er nicht ausgeführt worden ist, werden verschieden angegeben.

Einige sagen: der Befehl sey durch Peyronnet förmlich an Mangin ausgestellt worden, dieser aber

habe um Aufschub gebeten, weil es bei der drohenden Stimmung der Pariser allzu gefährlich sey, bei Nacht auf so vielen einzelnen Puncten zugleich einzubrechen, da die Abtheilungen, welche man aussenden würde, vom Volke unter dem Schutze der Dunkelheit leicht überwältigt werden könnten. Und aus diesem Grunde habe man die Ausführung bis auf den 28sten verschoben, an welchem Tage aber die unglückliche Wendung der Sache des Königes dazwischen kam.

Andere dagegen behaupten: Mangin habe selbst dem Rathe beigewohnt, und den mündlichen Auftrag zu dieser Ausführung erhalten. Er habe solche einem Hauptmann der Gensd'armerie übertragen. Als dieser aber einen schriftlichen Befehl, von Mangin unterzeichnet, forderte, sey der elende Wicht in Furcht gerathen, schon an die Möglichkeit denkend, daß die Sache des Königes eine schlimme Wendung nehmen möchte, und habe sich nicht entschließen können, dieses Papier, das im unglücklichen Falle so schwer wider ihn zeugen mußte, aus seinen Händen zu geben.

Die Ausführung unterblieb; aber während die Minister auf das Verderben der liberalen Deputirten sannen, hatten diese auch nicht gesäumt, ihre Schuldigkeit zu thun. Die Muthigsten derselben hatten sich am 27sten Nachmittags bei dem Banquier Casimir Perrier, einem Hauptgliede der linken Seite, versammelt. Es wurde folgende Protestation entworfen und unterschrieben:

„Die Unterzeichneten, gemäß der constitutionellen Charte und den Wahlgesetzen zu Deputirten ernannt, glauben sich durch ihre Ehre und ihr Amt verpflichtet,

gegen alle Maßregeln zu protestiren, welche die Rathgeber der Krone in Anwendung gebracht haben, um das Wahlsystem und die Freiheit der Presse umzustürzen."

„Die genannten Maßregeln, in der Art, wie sie in den Ordonnanzen vom 25. Juli enthalten sind, laufen nach der Ansicht der Unterzeichneten den constitutionellen Rechten der Pairs-Kammer, dem französischen Staatsrechte, den Beschlüssen und Aussprüchen der Gerichtshöfe geradezu entgegen, und sind geeignet, den Staat in die größte Verwirrung zu stürzen."

„Aus diesem Grunde protestiren Unterzeichnete im Gefühl ihrer Pflichten gegen ihre Mitbürger und ihr Vaterland einstimmig, nicht nur gegen die genannten Maßregeln, sondern auch gegen alle Acte der Staatsgewalt, die aus ihnen folgen könnten."

„Und in Betracht, daß einerseits die Deputirten-Kammer nicht aufgelöst werden konnte, da sie noch nicht einmal versammelt war, und daß andererseits der Versuch, eine andere Kammer nach einer ganz neuen und willkührlichen Methode wählen zu lassen, der constitutionellen Charte und den wohl erworbenen Rechten der Wähler offenbar zuwider läuft, erklären Unterzeichnete, daß sie sich fortwährend als gesetzlich gewählte Deputirte betrachten, und daß sie nur solche als ihre Nachfolger anerkennen werden, die nach den gesetzlichen Bestimmungen gewählt sind. Und nur offene Gewalt hindert sie schon jetzt, ihre Rechte auszuüben und ihre Pflichten gegen die Wähler zu erfüllen."

„Unterzeichnet von Labbey de Pompières, Sebastiani, Méchin, Casimir Perrier, Guizot, Audry de Puyraveau, Andreas Gallot, Gaë-

tan de Larochefoucauld, Mauguin, Bernard, Boisin de Gartempe, Froidefond de Bellisle, Villemain, Firmin Didot, Daunou, Persil, Villemont, Delariboissière, Graf Bondy, Duris Dufresne, Girod de L'Ain, Laisné de Villeveque, Benjamin Delessert, Marschal, Nau de Champlouis, Graf Lobau, Baron Louis, Millaux, Graf d'Estourmel, Graf Montguyon, Levaillant, Tronchon, General Gérard, Jaques Lafitte, Garcias, Dugas-Montbel, Camille Perrier, Vassal, Alexander Delaborde, Jacob Lefebvre, Mathieu Dumas, Eusèbe Salverte, de Poullemaire, Hernoux, Chardel, Bavoux, Carl Dupin, Hély, d'Oissel, Eugen d'Harcourt, Baillot, General Lafayette, Georg Lafayette, Jouvencel, Bertin de Vaux, Graf Lameth, Bérard, Duchaffault, August Saint-Aignan, Kératry, Ternaux, Jacob Odier, Benjamin Constant."

Diese Namen umfaßten jedoch nicht alle liberalen Deputirten, die sich zu Paris befanden. Es waren deren noch mehrere in der Hauptstadt; sie hatten aber Anfangs nicht den Muth zu diesem entscheidenden Schritte, bis sie sich zuletzt ermannten und auch beitraten. Diese Protestation wurde gegen Abend ausgefertigt. Ungefähr zu dieser Zeit, um 4 Uhr nämlich, floß auch das erste Blut, und zwar auf dem Platze vor dem Palais-Royal. Ein Posten von dem dritten Regimente der königlichen Garde, welches, wie schon früher gesagt wurde, aus Vendéern bestand, war auf diesem Platze aufgestellt, wo auch zugleich eine starke Abtheilung von der Gens-

d'armerie die Ordnung zu erhalten suchte. Letztere wurde fortwährend von dem Volke mit Steinen angegriffen; da gab mit einemmale der Officier des Gardepostens Befehl, daß seine Leute zu Unterstützung der Gensd'armerie hervortreten sollten; die Folge davon war, daß nun auch die Garde mit Steinen geworfen wurde. Diese feuerte, und viele Menschen blieben auf dem Platze, worunter sich einige Frauen und Kinder befanden. Dieß brachte unter dem Volke die größte Wuth hervor, laut erscholl der Ruf: „Rache! zu den Waffen!" Sobald wieder neue Haufen sich hervordrängten, wurde auch von Neuem auf sie gefeuert. Nun war einmal Blut geflossen, und der Bürgerkrieg vorhanden.

Gegen sieben Uhr wiederholte sich die nämliche Erscheinung in der Straße Saint-Honoré, die auf den Platz des Palais-Royal ausläuft. Es wurden zwei von den Stadtwagen, welche man Omnibus nennt, angehalten und umgestürzt, überall Steine herbei getragen, um eine Verrammlung zu bilden; ebenso machte man es mit zwei Karren voll Platten und Ziegeln; sie wurden gleichfalls umgestürzt, und ihre Ladung theils zur Verrammlung benützt, theils von den Umstehenden als Waffe weggenommen. Andere Erhöhungen wurden aus Balken, aus Brettern, aus jedem Material, dessen man habhaft werden konnte, gebildet, und in kurzer Zeit sah es in dieser Straße wie in einer belagerten Stadt aus.

Sofort kam bestimmte Weisung an die Truppen, den Befehlen des Königes Achtung zu verschaffen, und wenn es nöthig seyn sollte, selbst Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Eine starke Abtheilung Soldaten von der Linie rückte in Schlachtordnung in die Straßen ein.

Bei ihrem Anblicke brach das Volk, statt sich ihnen zu widersetzen, in das laute Geschrei aus: „Es lebe die Linie!“ Man nahm die Hüte ab; die Verwegensten eilten ihnen entgegen, boten ihnen die Hände dar, und sprachen von Ehre, von Freiheit, von Vaterland. Dieß hatte die beabsichtigte Wirkung. Die Soldaten stutzten, und fast wären sie bereit gewesen, sich mit den Bürgern zu vereinigen, was jedoch erst am andern Tage geschah.

Die Officiere, welche sich, auf diese Art Krieg zu führen, gar nicht gefaßt gemacht hatten, wagten es auch nicht, auf ihr Wort hin den Angriff zu befehlen. Der General Walsh, welcher an diesem Tage den Oberbefehl führte, stand auf dem Platze des Palais-Royal. Ihm wurde der Stand der Sachen berichtet. Er gebot, daß die Linie zurückkehren solle, um der Garde Platz zu machen. Diese rückt hierauf, unterstützt von einer Abtheilung Lanciers, im Sturmschritt und unter Trommelschlag auf die Verrammlungen zu und giebt Feuer. Unter dem Geschrei: „Es lebe der König!“ werden sie genommen, und Alles, was sich widersetzte oder stehen blieb, niedergehauen. Bei diesem grausamen Geschäfte zeichneten sich die Lanciers ganz besonders aus; sie verfolgten das fliehende Volk im Galopp, und hieben ohne Unterschied auf Jeden ein, den sie erreichen konnten, selbst einige alte Leute wurden ermordet.

Auf der Flucht zerschlug das Volk eine Menge von Straßen-Laternen, einige Haufen von Gensd'armen, welche die Runde machten, wurden auseinander geworfen, und noch diesen Abend drangen viele Leute in die

Buden der Waffenschmiede und Waffenhändler, bemächtigten sich der Waffen, die sie fanden; Pulver und Feuersteine wurden bei den Specereihändlern genommen.

Der Sieg blieb dem Könige. Aber das Blut, welches vergossen ward, die Ermordung so vieler waffenlosen Unterthanen trugen ihre Früchte. Es kam Alles darauf an, daß der große Haufe, welcher bei Revolutionen, wo nicht geplündert wird, wenig zu gewinnen hat, und doch seine Fäuste der Sache weihen muß, welche gegen die Gewalt siegen soll, durch die mächtigsten Gefühle gegen die Regierung aufgereitzt werde. Neben dem Patriotismus mußte der Zorn über das Blutbad hiezu beitragen. Einzelne Ereignisse trugen mächtig dazu bei, diese Leidenschaften zu steigern. Ein Weib von dreißig bis fünf und dreißig Jahren war bei dem Kampfe in der Straße Saint-Honoré gefallen, eine Kugel hatte sie in den Kopf getroffen. Ein Bäckerknecht, welcher dabei stand, schlecht gekleidet, mit nackten Armen und Beinen, ein Mensch von außerordentlicher Größe und Riesenstärke, nahm den Leichnam, hält ihn hoch über seinen Kopf, und läuft unter dem wüthenden Geschrei „Rache! Rache!" bis auf den Sieges-Platz, in der Nähe der Börse. Hier legt er ihn vor die Bildsäule Ludwigs XIV. hin, als wollte er dem Könige das Verbrechen vorhalten, das einer seiner Enkel begangen, und redet die umstehende Menge mit hinreißender Leidenschaft, mit jener wilden Beredtsamkeit an, die besonders das gemeine Volk entflammt; dann nimmt er die Leiche wieder auf, stürzt auf den Posten vor der Börse zu, und wirft sie der Schildwache mit den Worten an den Kopf:

„Da seht, wie eure Cameraden mit unsern Weibern umgehen, werdet ihr es eben so machen?“ — „Nein!“ antwortet einer der Soldaten, indem er ihm die Hand drückte. „Aber kommt mit den Waffen in der Hand, dann wollen wir uns wehren.“ Die Soldaten waren sehr niedergeschlagen, und die Augen des commandirenden Officiers waren naß.

Ein anderer Leichnam wurde ebenfalls auf den Platz der Börse getragen. Die Wuth des Volkes kannte bei diesem Anblicke keine Gränzen mehr. Sie stürzten sich auf die Gensd'armerie-Posten, schlugen todt, was sich widersetzte, und verbrannten das Wachhaus, welches noch am andern Tage rauchte.

Noch ernsthaftere Folgen hatte ein anderer Fall dieser Art. Hippolyt Daniel, ein talentvoller Student der Medicin, bekannt durch mehrere patriotische Gedichte, zeichnete sich schon am Morgen des 27sten durch die feurigen Reden aus, in denen er seine Cameraden zum Kampfe für die Freiheit aufforderte. Gegen Mittag wohnte er einer Versammlung von Studenten der Medicin und der Rechte bei, welche bei dem Banquier Casimir Perrier Statt fand. Als er von derselben zurückkam, fand er auf dem Platze vor dem Louvre, über den ihn sein Weg führte, einen Haufen Arbeiter, die einen mit einem schwarzen Flor bedeckten Leichnam auf ihren Schultern durch die Straßen trugen. „Rache! Rache!“ rief er diesen Leuten zu, und alsbald ward er von dem ganzen Haufen umgeben. Sie zogen von da auf den Grève-Platz, wo das Rathhaus steht. Hier redete Daniel das Volk an. Aber sie wurden von einer Abtheilung berittener Gensd'armen

vertrieben, und zogen sich gegen den Platz Notre Dame, der Hauptkirche von Paris, zurück. Ehe sie auseinander gehen, beschwört er sie noch, den kommenden Tag für die Freiheit zu fechten, und zeigt ihnen den Thurm der Kirche mit den Worten: „Dort oben muß morgen um neun Uhr die dreifarbige Fahne wehen.“ Die Arbeiter versprachen ihm, am Mittwoch in großer Zahl und bewaffnet wieder zu kommen, und der Sammelplatz wurde bestimmt. Wir werden in der Beschreibung des folgenden Tages sehen, welche Wirkung diese Maßregel hatte.

Indessen war es Nacht geworden. Ueber der ganzen unermeßlichen Stadt lag dichte Finsterniß, denn in allen Straßen, die nicht von den Truppen des Königes besetzt waren, brannte keine Laterne mehr, weil man alle zertrümmert hatte.

Die Truppen campirten auf den öffentlichen Plätzen und auf den Boulevards; ein Theil der Garde mit der Artillerie hatte den Carrouselplatz vor den Tuilerien inne. Sie konnte nur wenige Patrouillen aussenden, denn die Finsterniß erlaubte es nicht, weil man nicht wußte, wo man auf Volkshaufen stoßen würde. Während der ganzen Nacht hörte man einzelne Flintenschüsse, welche zwischen den Posten des Volks und der Soldaten gewechselt wurden.

Der Bürgerkrieg war nun vorhanden; die Ordonnanzen hatten bereits Früchte getragen. Selbst die königliche Partei täuschte sich nicht mehr über diese traurige Wahrheit. Der König hatte den ganzen Tag in größter Gemüthsruhe im Walde von Fontainebleau gejagt, und spielte Abends seine gewohnte Partie Whist.

Polignac berichtete über die Vorgänge des Tages, wie ein solcher Minister einem solchen Könige berichtet, d. h., die Wahrheit wurde ihm größtentheils verschwiegen; doch verlangte der Premier-Minister, daß einem Mann von hohem militärischen Rufe das Commando in Paris übertragen werde. Er schlug den Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, jenen berüchtigten Soldaten Napoleon's vor, der im Jahr 1814 Paris verrathen hat. Es mag dem Könige und seinem Liebling sauer geworden seyn, einen Emporkömmling, einen Mann der Revolution zu wählen, um diese zu bekämpfen. Aber hier trat der Fall ein, wo man Männer braucht und keine Namen oder Titel, man mußte sich entschließen. Die Wahl Marmont's schien sicher, weil er von der liberalen Partei verabscheut war, und weil dieser Haß Untreue zur Unmöglichkeit machte. Es wurde dem Herrn Marschall der Vorschlag gemacht.

Marmont ist ein trefflicher General, kühn, kaltblütig, und ein Mann von ausgezeichnetem militärischem Talente. Aber ein Laster überwog alle diese Tugenden. Er ist Verschwender im höchsten Grade; das Geld fließt aus seinen Händen wie Wasser. Die Folge hiervon war, daß er unaufhörlich in Schulden steckte, und um sich flott zu machen, jeden Weg einschlagen mußte. Im Jahre 1814 soll er eine große Summe von den Verbündeten erhalten haben, um ihnen Paris zu öffnen. Später half ihm der König oft mit sehr bedeutenden Unterstützungen aus der Verlegenheit; man wollte ihn stets zu gewissen Diensten bereit

halten. Nun war die Zeit gekommen, wo er für so viele Wohlthaten den Preis bezahlen sollte.

Doch traf ihn der Antrag schwer; viel lieber hätte er Algier an der Spitze der Armee von Africa ausgebeutet, deren Commando er verlangt hatte. Gegen seine Mitbürger zu fechten, und neuen Haß auf sich zu laden, schien ihm eine allzu große Last. Er schwankte lang, und erst nachdem der Dauphin und selbst der König nachdrücklich in ihn gedrungen waren, und ihm die glänzendsten Versprechungen gegeben hatten, willigte er endlich ein. Aber sein unentschlossenes Betragen in den zwei nächsten Tagen zeigte, daß er seinen Auftrag nur mit halbem Herzen übernommen hatte.

Polignac war über den Beitritt dieses Mannes sehr vergnügt, denn so sicher und entschlossen er sich auch geberdete, so regte sich doch etwas in seinem Herzen, das ihm bange machte. Das furchtbare Gelärm und das Schießen in der Stadt hatte ihn in eine unbehagliche Stimmung versetzt. Aber die Mitwirkung eines so ausgezeichneten Militärs und berühmten Mannes beruhigte ihn völlig. Triumphirend erschien er von St. Cloud aus im Ministerrathe, der in den Tuilerien in dieser Nacht wie am vorhergehenden Tage versammelt war, und verkündigte, daß Ragusa zum General-Commandanten ernannt sey. Mangin, der Polizei-Präfect, wohnte diesem Rathe bei; er war dießmal weit weniger kühn, als am Morgen, stattete mit bedenklicher Miene Bericht ab von der drohenden Gährung der Hauptstadt, und sprach von der Nothwendigkeit, entschiedene Maßregeln zu nehmen. Peyronnet äußerte sich in eben diesem Sinne; die übri-

gen Minister schwiegen. Da nahm Polignac das Wort und erklärte, es sey keine Schonung mehr möglich gegen diese elende und verächtliche Partei, welche sich gegen die legitime Regierung empört habe. Nachgiebigkeit würde Thron und Altar in die größte Gefahr bringen, und ohnehin sey das Blut, welches vergossen werden müsse, nicht so edel, daß man es so sehr bedauern dürfe. —

Montbel soll sich diesem leichtsinnigen Geschwätze widersetzt haben. Aber die Drohungen des Fürsten, der von Kaltsinn gegen die königliche Sache sprach, und Peyronnets Vermittlung brachten ihn zum Schweigen.

Es wurde beschlossen, die Kanonen morgen auf das Volk spielen zu lassen, um es zur Vernunft zu bringen. Die Minister gingen gegen Morgen unter starker Bedeckung auseinander, und kehrten in ihre Wohnungen zurück.

Während dieß im Schlosse vorging, war die Volkspartei in der Stille der Nacht nicht lässig. Am 27sten hatte man keine sichtbaren Führer an der Spitze derselben bemerkt, der Widerstand war ohne Verabredung und ohne Plan erfolgt. Doch ist es kaum glaublich, daß nicht wenigstens unsichtbare Führer schon damals eine gewisse Einheit in die Sache des Volkes zu bringen suchten. Eine Versammlung von den Studierenden der Rechte und der Medicin war, wie wir oben angedeutet, im Hause des liberalen Deputirten Casimir Perrier gehalten, und daselbst Beschlüsse abgefaßt worden. Solche junge Leute waren es gerade, welche man jetzt brauchte. Sie besaßen den feurigen

Enthusiasmus, welchen die Jugend gibt; sie genoßen beim Volke, als Gebildete, als Anhänger der Charte und der National-Freiheiten (denn für diese hatten sie sich schon oftmals öffentlich erklärt) das nöthige Ansehen, um Führer desselben zu werden.

Besonders klug und berechnet war aber das Betragen, welches das Volk schon am 27sten gegen die Linientruppen beobachtete. Wo diese sich zeigten, erscholl der Ruf: „Es lebe die Linie!" und versöhnend kamen ihnen die Hände der Bürger entgegen. Auch in den Berichten der Journale über die Beschlagnahme ihrer Blätter bemerkte man eine kluge Schonung der Linientruppen, eine wohlberechnete Unterscheidung zwischen Gensd'armen und Gardisten und den Soldaten der Linie, welche der Eitelkeit dieser Letztern schmeichelte, während jene dem Hasse des Volkes preisgegeben wurden. Selbst die zahlreiche Classe der Freudenmädchen nahm an dieser Politik Theil. Am 27sten Abends hatte sich eine Menge dieser Heldinnen unter die Soldaten der Linie gemischt, unter denen sie freilich manchen Bekannten haben mochten, und dieselben mit vielen Schmeichelreden gebeten, nicht auf die Bürger zu feuern, ja selbst denen, welche übertreten würden, Belohnungen versprochen.

Junge Leute, angesehene Bürger hatten mit andern Mitteln versucht, denselben Zweck zu erreichen. Sie stellten den Soldaten, besonders aber den Unterofficieren und Feldwebeln, unter denen sich viele alten Soldaten befanden, die unter den Bourbons kein Vorrücken zu erwarten hatten, vor, wie schimpflich es für sie sey, gegen eine Sache zu fechten, welche auch die

ihrige sey, gegen Grundsätze, für welche die Revolution gekämpft habe.

Diese Schritte, im Bunde mit der Eifersucht der Linie gegen die Garde und mit der Unzufriedenheit über die untergeordnete Stellung, welche die Armee unter den Bourbons einnahm, verfehlten auch ihre Wirkung nicht.

Sicherlich kann man nur in diesen klugen, wohl berechneten Schritten der Volkspartei, die von so vielen Menschen und an so vielen Orten befolgt wurden, kaum einen geheimen Plan, eine gewisse Verabredung erkennen, wiewohl eben so gewiß ist, daß sich noch kein vollkommen organisirter Widerstand gebildet hatte. Aber in der Stille der Nacht wurde nun diese so nöthige Organisation vorbereitet. Der Verkehr war, durch die Dunkelheit begünstigt, außerordentlich lebhaft. Bürger giengen von Haus zu Haus, Verabredungen wurden getroffen, Privat-Feindschaften in dieser Stunde, wo das Vaterland sich in Gefahr befand, aufgegeben, die Reichen sendeten an die Armen Geld in Menge, um Waffen und Pulver zu kaufen, und die Armen selbst wandten ihre Nothpfennige zu einem so edeln Zwecke an.

Das Wichtigste aber bei der Sache war die in dieser Nacht beschlossene Organisation der Nationalgarde. Es gingen nämlich Emissäre herum, welche die alten Mitglieder dieses Instituts zu bestimmen suchten, in ihrer Uniform und als Corps morgen kampfgerüstet zu erscheinen. Diese waren ihrerseits um so eher dazu bereit, weil schon die Protestation der Deputirten bekannt wurde, und weil somit die legale Autorität der Kammern zu vertheidigen war.



STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Dessen ungeachtet war noch immer kein sichtbarer Führer da; leise nannte man sich gegenseitig einige achtungswerthe Namen, aber man wußte nichts Gewisses.

Der 28. Juli ist es, an dem die ältere Linie der Bourbons gestürzt wurde.

Ehe wir jedoch die wichtige Schilderung dieses Tages beginnen, müssen wir vorerst einen Blick auf die Lage von Paris werfen. Die Stadt wird bekanntlich durch die Seine in zwei nicht sehr gleiche Hälften getheilt; die größere derselben auf dem rechten Ufer war hauptsächlich der Schauplatz dieses Bürgerkrieges; dort befindet sich längs der Seine das Schloß der Tuilerien und das Louvre, so wie die sie umgebenden Plätze und Straßen. Jene beiden Schlösser bildeten das Hauptquartier der königlichen Truppen, außerdem mußten diese alle Hauptstraßen, wie St. Honoré, Richelieu, die Quais= oder Steinstraßen längs der Seine, dann die Boulevards oder die Straßen, welche die früheren Wälle von Paris bildeten und bei Erweiterung der Stadt zu schönen Alleen umgeschaffen worden waren, besetzen. Zu diesen kommen noch die öffentlichen Plätze in Betrachtung, namentlich der von la Grève, wo das Stadthaus steht; denn nur auf den weiten Räumen, welche diese Plätze und Straßen darboten, konnte die königliche Kriegsmacht nach militärischen Regeln angewendet werden.

Seinerseits mußte das Volk, dem es an einem Hauptpunkte fehlte, so lange es keinen öffentlichen Platz inne hatte, diese Stellung um jeden Preis zu nehmen suchen. Daher wüthete auch der Kampf den ganzen

Tag über an diesen Orten, besonders auf dem Grève-platze.

Die Tactik des Volkes bestand darin, es nie zu einer geregelten Anwendung der Streitkräfte ihrer Feinde kommen zu lassen, sie von den Seitenstraßen, von den Dächern, von den Fenstern der Häuser und aus jedem Winkel anzugreifen und durch fortwährende Anfälle zu ermüden. Und dieses System, das für undisciplinirte Krieger am besten paßt, wurde die ganze Zeit über beibehalten.

Morgens vier Uhr war die ganze Stadt in Bewegung. Die öffentlichen Plätze, die Boulevards, die Quais, die andern Hauptstraßen waren von einer unermeßlichen und immer wachsenden Menschenmasse angefüllt. Man begann heute bedeutsam genug damit, daß die Abzeichen der königlichen Würde, die Wappen der bourbon'schen Familie und der Prinzen, mit welchen die Hofhandwerker, Kaufleute, öffentlichen Beamten u. s. w. ihre Wohnungen geschmückt hatten, abgerissen wurden. Die Eigenthümer halfen selbst bei diesem Geschäfte, und so oft ein solches Zeichen der königlichen Gewalt herunter fiel, folgte lautes Jubelgeschrei der Menge. Die Kutscher, welche vorbeifuhren, mußten auf Befehl des Volkes ihre Räder zum Zeichen der Verachtung über diese Schilder gehen lassen. Bald sah man keines derselben mehr in der Stadt.

An allen Straßenecken waren gedruckte Zettel angeschlagen, welche die Nationalgarden aufforderten, sich auf ihren Mairien einzufinden und wieder in Masse zu constituiren. Einzelne Nationalgardisten zeigten sich auch bald. Bei ihrem Anblicke brach das

Volk in lautes Freudengeschrei aus; ganz natürlich, denn die allgemeine Theilnahme der Nationalgarde an diesem Streite war zugleich der deutlichste Beweis der öffentlichen Abneigung Frankreichs gegen die Bourbons und das sicherste Pfand des Sieges. Gestern sah es allerdings noch aus, als ob der Streit nur von der Jugend geführt würde; heute wurde er durch die Theilnahme der Bürger unterstützt. Und wirklich nahmen an diesem Tage Leute aus allen Ständen Theil; man sah die wohlgekleidetsten Herren, Personen aus den besten Familien neben Taglöhnern streiten.

Der Kampf begann gegen acht Uhr Morgens zugleich an allen Orten, die von den Truppen besetzt waren. Um Ordnung in unsere Erzählung zu bringen, beginnen wir mit den Vorstädten, und endigen mit dem inneren Theile der Stadt.

Schon am 27sten waren die Vorstädter von St. Antoine in Bewegung, die größtentheils aus Taglöhnern, worunter viele alten Soldaten, und einem kräftigen Menschenschlage bestehen. Am 28sten wurde die Bewegung heftiger. Sie zogen in guter Ordnung die Vorstadt herauf gegen den Boulevard. An ihrer Spitze wehte die dreifarbige Fahne. Eine Abtheilung der Garde-Cürassiere wurde ihnen entgegen geschickt, und rückte im Galopp zum Angriffe. Das Volk verschanzte sich auf den Stufen des protestantischen Tempels, welcher dort steht, und begann von hier aus ein lebhaftes Gewehrfeuer. Aber es mußte, von der Uebermacht gedrängt, zurückweichen, sammelte sich jedoch gleich wieder. Nur der Träger der dreifarbigen Fahne konnte sich nicht zum Rückzuge entschließen. Er stürzte gleich

einem Leonidas den Cürassieren entgegen, läßt sich auf die Knie nieder, und drückt die Stange der Fahne in den Boden ein. Aber schnell ist er von den Reitern erreicht; die Hufe ihrer Rosse zertreten seinen Leichnam.

Ein hartnäckiger Kampf entspann sich nun in einigen Häusern der Straße St. Antoine, in die sich eine Menge Arbeiter geworfen hatte. Aus allen Fenstern flog ein Hagel von Kugeln auf die Königlichen; von den Dächern herab wurden Pflastersteine, Ziegel und Balken auf sie geworfen. Viele Soldaten blieben auf dem Platze, die andern mußten sich zurückziehen, und auf der Flucht wurde eine gute Anzahl von ihnen gefangen, welche ein Opfer der Volkswuth geworden wären, hätte sie nicht die Fürsprache eines alten Officiers, Namens Bardel, gerettet, der sich an die Spitze des Volkes gestellt hatte. Noch hitziger ging es auf dem Boulevard du Temple zu. Eine imposante Macht von Reiterei, Fußvolk und Geschütz war hier aufgestellt, stark genug, um besoldete Truppen im Zaume zu halten, aber nicht hinreichend, um dem Enthusiasmus der Bürger Einhalt zu thun. Hören wir einen Augenzeugen, den Capitain Dubourg, der folgenden Bericht in ein Journal einrücken ließ: „Als alter Militär ging ich hin, um die verschiedenen Punkte des Angriffs zu beaugenscheinigen und die Kämpfer für die Sache des Volkes mit meinem Rathe zu unterstützen, weil der Verlust des rechten Armes, den ich bei Waterloo gelassen habe, mich verhinderte, selbst thätigen Antheil an dem Kampfe zu nehmen. Um eilf Uhr stand ich auf dem Platze vor dem Thore St. Martin, und beobachtete die Stellung unserer Feinde. Die Gensd'armerie zu Fuß stand in Schlachtordnung am Ende der Vorstadt St. Martin, in der Nähe ihrer Caserne. Weiter unten auf dem Boulevard, nahe an dem Theater St. Martin, waren die Cürassiere aufgestellt; ich schloß aus diesen Dispositionen, daß sie einen Angriff ausführen wollten, sobald sich das Volk in dieser Gegend des Boulevards zei-

gen würde. Um zwölf Uhr kam ein Zug die Straße herunter. Er bestand aus 500 Männern, welche schlecht bewaffnet waren. Ihr Führer war ein junger Mann; aber ihr Muth ersetzte, was ihnen an Zahl abging. Sie wollten sogleich zum Angriffe schreiten. Ich hielt es für Pflicht, sie zu warnen und aufzufordern, daß sie erst Verstärkung abwarten sollten. Ihr Führer hörte meine Vorstellungen ruhig an, und dankte mir. Er hatte von der Cürassier-Abtheilung, welche am Theater stand, nichts gewußt, und war Willens gewesen, sich auf die Gensd'armerie zu werfen. Auf mein Abreden hin gab er diesen Plan auf, aber Halt wollte er nicht machen, sondern befahl dem Tambour, zum Angriffe zu schlagen, und rückte im Sturmschritte auf die Cürassiere los. Ich wollte ihnen, hingerissen von so vielem Heldenmuthe, zum gewissen Tode folgen, aber sie drängten mich mit Gewalt zurück, indem ihr Führer zu mir sagte: „Sie haben schon genug für das Vaterland gethan, lassen Sie jetzt uns handeln." Auf dem Boulevard angekommen, stellt er seine kleine Colonne in Schlachtordnung, und läßt das Bajonet fällen; so brachen sie auf die Cürassiere ein, welche zuerst, ohne ihre Stellung zu verlassen, Feuer gaben, und mehrere der Angreifenden hinstreckten, hierauf aber im Galopp ansprengten. Allein der Angriff ward abgeschlagen, und nun kam die Reihe an die Feinde; eine Menge wurden getödtet, noch mehrere gefangen. Der Führer mit einigen Andern setzten sich auf die eroberten Pferde, und verfolgte den Feind bis auf den Quai der Cölestiner."

„Alles dieß geschah in einem Augenblicke. Ich eilte herbei, und bat den tapfern Anführer um seinen Namen. Er heißt Augustin Thomas, und besitzt eine Fabrik von Roßhaarstoffen zu Meubeln. Die Truppe, welche er commandirte, bestand aus Arbeitern, unter denen sich viele aus seiner eigenen Manufactur befanden."

Weiter oben auf dem Boulevard, am Thore St. Denis, dauerte der Kampf den ganzen Tag unausge-

setzt fort. Hier stand eine Abtheilung des dritten Garderegiments, der Vendéer, welche mit großem Muthe für die königliche Sache fochten. Der Platz war mit Verwundeten bedeckt, aber immer neue Kämpfer traten an die Stelle der Gefallenen. Der Feind hatte den Vortheil der Stellung; er hatte sich auf dem Dache des Thores verschanzt, und feuerte von oben herab. Dessen ungeachtet war der Streit gegen Abend für die gute Sache entschieden, und der Wahlplatz blieb in der Gewalt des Volkes. Thierry, ein Capitain der alten Armee, zeichnete sich hier besonders aus. Er focht vom Morgen bis an den Abend, und feuerte das Volk durch Rath und Beispiel an, und ob er gleich in den Fuß geschossen wurde, blieb er dennoch bis zum Abend auf dem Posten. Die ganze Lage der Boulevards war mit Einbruch der Nacht vom Feinde geräumt, und triumphirend zog das Volk über die langen Alleen, die aber während des Streites sehr gelichtet worden waren, weil man die Bäume fällte, um Verschanzungen daraus zu errichten.

Wenden wir uns jetzt auf die linke Seite der Seine. Die Vorstädte von St. Jacques und St. Marceau, welche in diesem Theile der Stadt liegen, hatten sich vielleicht mit größerem Eifer, als ein anderer Theil der Stadt, der Sache des Volks angeschlossen. Denn außer dem Patriotismus, der jede französische Brust belebte, entflammte sie auch noch das Interesse für ihre Existenz, welche durch die Ordonnanzen vom 25sten bedroht war. Jene Vorstädte sind nämlich größtentheils von Handwerkern bewohnt, die vom Buchhandel leben, wie Buchbinder, Drucker, Setzer, Vergolder, Papierhändler, Lithographen, Kupferstecher, Pergamentbereiter. Wenn die Ordonnanzen, welche den Buchhandel vernichten, durchgingen, so hatten sie nichts mehr zu leben.

Am Abende des 27sten bildeten sie sich in Corps. Es fehlte an Führern. Sie wandten sich an die polytechnische Schule, und gaben so den ersten Anstoß zu der lebhaften Mitwirkung dieses berühmten Instituts, wel-

ches so viel zum Siege der Volkssache beitrug. Die polytechnische Schule ist ein Werk des Kaiserreichs. Napoleon nannte sie seine Henne mit goldenen Eiern. Sie hat ihm eine Reihe der trefflichsten Officiere geliefert. Im Jahre 1814 fochten die Zöglinge dieser Anstalt mit ausgezeichnetem Muthe auf dem Montmartre gegen die Verbündeten. Mit der Restauration änderte sich ihre Lage. Der Glanz der Napoleon'schen Herrschaft, der auf die Pflanzschule der Armee mit doppelter Macht einwirken mußte, hatte sie zu warmen Anhängern des Kaisers gemacht. Seit der Restauration aber änderte sich diese Stimmung. Wie die übrige französische Jugend wandten sich auch die polytechnischen Schüler auf die Seite der Liberalen, und bei mehreren Gelegenheiten hatten sie einen entschiedenen Haß gegen die königliche Familie an den Tag gelegt. Man reformirte das Institut, man that Alles, um die jungen Leute zur royalistischen Frömmigkeit heranzuziehen. Am liebsten hätte man die Schule ganz aufgehoben, wenn man nur keine tüchtigen Officiere für die Artillerie, keine Ingenieurs für die Bauten, Canäle und Straßen nöthig gehabt hätte.

Am 27sten Abends, wo sich schon einigemal Haufen Volkes an die Zöglingen gewendet hatten, blieben sie, von ihren Instructoren im Zaume gehalten, ruhig. Als aber am 28sten ganz Paris wie das empörte Meer wogte, konnten sie nicht mehr zurückgehalten werden. In kurzer Zeit waren zweihundert derselben in der ganzen Stadt zerstreut, überall an der Spitze der kämpfenden Volkshaufen, welche sie durch ihren Rath und ihre Kenntnisse unterstützten, und durch ihr Beispiel zur Hingebung anfeuerten.

Die Sache des Volkes besaß auch keine feurigeren Anhänger als diese jungen, talentvollen Leute, die Blüthe der französischen Jugend, welche sich eben in dem Alter befanden, wo das Herz freien Lauf hat, und durch keine ängstlichen Berechnungen gehemmt wird. Da-

durch erwarben sie sich aber auch bei dem Volke eine unbegränzte Liebe und Verehrung; wo sich ein polytechnischer Schüler in seiner Uniform zeigte, gehorchte das Volk willig seinen Befehlen, als wäre er durch höhere Autorität zu dessen Gebieter bestellt. Sie haben sich übrigens nicht bloß durch ihren Muth, sondern auch durch ihre Menschlichkeit ausgezeichnet, und nicht wenig zu dem Geiste der Milde beigetragen, der diese kurze Revolution charakterisirt.

Neben ihnen thaten auch die Studierenden der Rechte und der Medicin treffliche Dienste; Letztere halfen besonders bei der Besorgung der Verwundeten in den beweglichen Spitälern, die man in der ganzen Stadt in der Eile errichtet hatte.

Mit solchen Führern an der Spitze, zogen die Vorstädter heran gegen die Seine. Truppen hatten die Quais besetzt; sie wurden angegriffen und mußten sich auf die andere Seite der Seine ziehen. Ein Haufe wandte sich nun nach der Caserne der Schweizergarde in der Straße Babylon, welche gegen die Militärschule ausläuft. Man sammelte sich auf dem Odeonsplatze und rückte in guter Ordnung vor. Die Schweizer hatten sich in der Verzweiflung zu wüthender Gegenwehr gerichtet, denn sie waren überzeugt, daß sie, als die besoldeten Schergen der Despotie, keine Gnade bei dem erbitterten Volke finden würden. Zum Zeichen ihres Entschlusses war eine schwarze Fahne neben der weißen aufgepflanzt; die Soldaten lauerten hinter den Fenstern und Dachläden, gedeckt durch ihre Matrazen, die sie vor die Oeffnungen ausgehängt hatten. Schnell umzingelte das Volk die Casernen auf allen Punkten. Auf der hintern Seite mußte man sich eines Hauses bemächtigen, dessen Garten nur durch eine niedrige Mauer von der Caserne getrennt ist. Die Bewohner desselben flohen in der größten Bestürzung, ohne daß sie sich Zeit nahmen, ein kostbares Silbergeräth, das im Zimmer lag, einzuschließen. Als sie zurück-

kamen fanden sie Alles unberührt. So uneigennützig war der Haufe der Kämpfenden, ob gleich sich viele Arme, die nur von ihrem Taglohn lebten, unter ihnen befanden. Ueber die Eigenheiten des Kampfes wollen wir einen Augenzeugen, Julius Caron, Capitän der Nationalgarde, sprechen lassen, der den ganzen Vorgang so erzählt:

„Am 28sten früh Morgens begab ich mich mit vielen Andern auf den Platz des Odeon. Schnell entwaffneten wir den Posten der Veteranen bei der Pairskammer und den der Gensd'armen in der Straße Turmon. Die gewonnenen Waffen wurden unter diejenigen vertheilt, welche deren noch entbehrten. Aber es fehlte uns an dem nöthigen Schießbedarfe. Zwar hatten Bürger in der Nähe dieses Platzes die ganze Nacht Kugeln gegossen, und dadurch unser Bedürfniß an diesem Artikel zur Noth gedeckt; allein das Wesentlichste, das Pulver, mangelte. Schon hatte sich unsere Zahl auf mehrere Tausende verstärkt, und noch immer standen wir da in peinlicher Erwartung. Endlich kam ein Wagen aus der Pulvermühle Deux-Moulins heran, welche Abends zuvor genommen worden war. Bei diesem Anblicke stürzte Alles über den Wagen her; jeder wollte sein Bedürfniß zuerst decken, es war eine Explosion zu befürchten. Ich ließ ein Fäßchen in ein benachbartes Haus führen, wo man Kugeln goß. Die zahlreichen Bewohner desselben legten sogleich Hand an, und machten Patronen; diese wurden sodann der Reihe nach unter die Menge vertheilt. Indessen waren uns auch zwei Kanonen zugekommen, und die Stimmung wurde um so fröhlicher, je näher der Zeitpunkt des Kampfes heranrückte. Man bildete nun aus unsern Haufen Compagnien, welche das bunteste Gemisch darboten. Taglöhner, Soldaten, die zu uns übergegangen waren, selbst einige Leute in Lumpen, standen neben den bestgekleideten Personen. Aber nur Ein Gefühl beseelte Alle. Einem alten Zöglinge der polytechnischen

Schule wurde das General-Commando übertragen; den Befehl über die einzelnen Compagnien erhielten zum größten Theile Schüler aus dieser schönen Anstalt, und einige Bürger, die sich in den vorhergehenden Tagen ausgezeichnet hatten. Mir selbst wurde die zweite Compagnie zu Theil. Wir setzten uns in Bewegung; überall empfing uns das Volk mit lautem Freudengeschrei, und half die Hindernisse beseitigen, welche die Verrammlungen unserer Artillerie in den Weg legten. Selbst Charpie und Leinwand für die Verwundeten wurde uns aus vielen Häusern dargeboten. In der Straße Sevres (die einen Winkel mit der Babylonsstraße bildet) machten wir Halt, um Parlamentäre an den Commandanten der Caserne abzusenden. Lange blieben diese aus, und schon fürchteten wir, sie möchten zurückgehalten worden seyn, als sie endlich mit der Nachricht ankamen: daß die Schweitzer zum Kampfe bereit seyen. Nun erscholl von allen Seiten der Ruf: „Vorwärts!“ Die verschiedenen Abtheilungen drangen durch die Seitenstraßen vor. Kurz vorher war ein Kloster auf dem Wege, das nach der Meinung des Volks den Jesuiten angehörte, erbrochen worden, und die Nonnen eines andern hatte man gezwungen, ihre Strohsäcke zum Dienste für die Verwundeten auf die Straße herabzuwerfen.“

„Schnell waren die nächsten Häuser an der Caserne genommen, die Dächer erstiegen, und ein lebhaftes Feuer begann auf allen Seiten; aber die Schweitzer waren im Vortheil. Hinter ihren Matrazen verschanzt, schoßen sie aus den Fenstern, und tödteten eine Menge unserer Braven. Nun wurde der Vorschlag gemacht, Feuer an die Caserne zu legen, und auch sogleich ausgeführt. Man begoß das Stroh aus den Strohsäcken mit Terpentin und Pech, und ein junger Mensch von achtzehn Jahren hatte den Muth, mitten unter den Kugeln der Schweitzer diese Masse vor dem Hauptthor anzuzünden. Dieses Mittel wirkte. Die Schweitzer

fürchteten, in ihrer Caserne zu verbrennen, und räumten sie in größter Eile, jedoch in guter Ordnung, ohne ihr Feuer einzustellen. Aber viele von ihnen wurden auf dem Rückzuge von den Unsrigen erschossen, und es wäre vielleicht kein einziger davon gekommen, wenn man, meinem Rathe gemäß, einen Hinterhalt in die nächsten Straßen gelegt hätte; u. s. w."

Die Schweitzer zogen sich in die Mitte der Stadt zurück. Wir wollen ihnen mit unserer Beschreibung folgen. Auf der großen Seine-Insel, wo die Hauptkirche von Paris und der Pallast des Erzbischofs steht, dauerte der Kampf seit Morgens neun Uhr. Um diese Zeit hatte sich der Haufe versammelt, welcher, wie wir erzählt, von Hippolyt Daniel bestellt worden war. Unter dem Geschrei: „Nieder mit der weißen Fahne!" stürzte man in die Kirche: die Sturmglocke wurde angezogen, und ertönte mit geringer Unterbrechung den ganzen Tag, zugleich pflanzte man eine von verschiedenfarbigem Tuche in der Eile gemachte Fahne auf den Thurm. Die dreifarbige Fahne war in der Frühe dieses Tages schon auf verschiedenen Puncten gesehen worden, aber hier, von diesem Hauptthurme herab, machte sie den größten Eindruck. Und so unbedeutend an sich ein solches äußeres Zeichen auch scheinen mag, so gab die Aufpflanzung dieser Fahne dem ganzen Aufstand einen gewissen Character, und mag vielleicht mit daran Schuld gewesen seyn, daß die neue Regierung sich so eng an die übrig gebliebenen Elemente des Kaiserreiches angeschlossen hat: denn eine lebhaft aufgefrischte Erinnerung in solchen Tagen hat oft langen Nachhall. Vergebens mühten sich die Gensd'armen ab, das verhaßte Zeichen zu entfernen, sie wurden abgetrieben, und die dreifarbige Fahne weht von jenem Augenblick an auf dem Thurme. Auch der Pallast des Erzbischofs von Paris, welcher an die Kirche Notre Dame gränzt, wurde mit Gewalt genommen. Das Volk war gegen den Erzbischof aufgebracht, weil derselbe schon mehr-

mals bei öffentlichen Gelegenheiten den König im Sinne der Despotie angeredet hatte. Man drang ein, aber zuerst in guter Ordnung. Neugierig zog das Volk durch die prächtigen, schön möblirten Säle, bewunderte die reich gebundenen Bücher in der Bibliothek, und als es in einem Zimmer ein großes elfenbeinernes Crucifix vorfand, wurde dem lieben Gott zu Ehren das Gewehr präsentirt. Aber zum Unglücke fand ein Haufe, der den untern Stock des Pallastes durchsuchte, einige Fäßchen mit Pulver und vielen Waffen. Nun wurde das Volk wüthend. Die Einrichtung des Hauses sollte für das Verbrechen des Besitzers büßen. In einem Augenblicke waren sämmtliche Mobilien in Stücke zerschlagen, die Bücher wurden zerrissen, die Kostbarkeiten, welche man fand, zum Fenster hinaus in die Seine geworfen, wo sie der neue Präfect nach mehreren Tagen wieder aufsuchen ließ. Im Ganzen soll nur Weniges gestohlen worden seyn. Gut ist es, daß man den Herrn Erzbischof nicht selbst fand, er würde eine üble Behandlung erfahren haben; aber zum Glücke war er schon in aller Frühe nach Saint-Cloud entflohen.

Von der großen Seine-Insel führt eine kleine Brücke hinüber nach dem Grève-Platz, wo an diesem Tage der Kampf am lebhaftesten war. Durch diesen engen Paß mußten die Bewohner des linken Seine-Ufers, wenn sie ihren Brüdern auf dem rechten zu Hülfe kommen wollten. Aber derselbe war höchst gefährlich, da er von einigen Kanonen der Garde bestrichen und obendrein von einem Regiment Soldaten vertheidigt wurde. Das Volk zauderte und war eine Weile unschlüssig. Da sprengt ein junger Mensch aus der Masse vor, mit den Worten: „Mir nach! die Kugeln tödten, aber sie thun nicht wehe; wenn ich falle, so denkt an mich, und gebt dieser Brücke meinen Namen. Ich heiße d'Arcole!" — Die dreifarbige Fahne in der Hand, stürzte er auf die Brücke, und ward fast im nämlichen Augenblicke niedergeschossen;

aber das Beispiel wirkte. Entflammt von so vielem Heldenmuthe drängten die Bürger in Masse nach, und die Brücke wurde beinahe in dem nämlichen Moment genommen, wo man auf dem Stadthause, welches derselben gegenüber liegt, die dreifarbige Fahne aufpflanzte.

Hier, auf dem Grève-Platze, sind die meisten Opfer gefallen. Die königlichen Truppen standen daselbst in großer Anzahl, von sechs Kanonen unterstützt. Morgens früh wurden sie, von allen Seitenstraßen her, die auf den Platz auslaufen, von dem Volke und den Nationalgarden angegriffen. Der Kampf wurde äußerst hartnäckig, und es blieben deßhalb so viele Leute, weil die mit Kartätschen geladenen Kanonen auf dem großen Platze frei spielen konnten. Mehr als sechsmal wurde das Stadthaus genommen, und wieder verloren; seine Mauern waren durch die vielen Kugeln durchlöchert. Erst gegen Abend gelang es dem Volke, sich desselben bleibend zu bemächtigen. Auch in den kleinen Straßen, in der Nähe des Stadthauses, wurde gestritten. Ein merkwürdiger Zug, der nur in Bürgerkriegen vorkommt, und ein furchtbares Bild der Unnatur eines solchen Zustandes darbietet, ereignete sich in der Münzstraße. Eine Schaar von Linientruppen hatte auf einen Volkshaufen angeschlagen. Plötzlich wird ein Soldat von tödtlicher Angst ergriffen, und fällt halb ohnmächtig zusammen; er hatte seinen Bruder auf der entgegengesetzten Seite erkannt. Sobald er wieder zu sich kam, stürzt er aus den Reihen heraus, eilt auf seinen Bruder zu, und umarmt ihn unter Verwünschungen gegen eine Gewalt, welche Bruderblut zu vergießen gebietet.

Doch das Schicksal des 28. Juli, und mit ihm das Loos des königlichen Hauses, wurde auf einem andern Platze entschieden. Der Herzog von Ragusa war bis Mittag auf eine fast unbegreifliche Weise unthätig geblieben. Gewissensbisse marterten ihn; bald schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß der Sieg auch ohne seine persönliche Theilnahme errungen werden

könne, bald, wenn schlimmere Berichte einliefen, kam er auf den Gedanken, seine Gewalt lieber in die Hände eines glücklicheren Satelliten niederzulegen. Aber wohin dann, verabscheut von dem Volke, dessen Blut bereits gegen ihn zeugte, und verlassen von dem Könige, dessen Sache er verrieth? Seit geraumer Zeit wartete der General Walsh, welcher unter ihm commandirte, auf neue Befehle; die Officiere murrten, und schon schwebte auf mehr als Einer Lippe das Wort: „Verräther!“ Er mußte sich einmal entschließen, und gab endlich den Befehl von dem Carrousel-Platze aus, wo er mit dem Generalstab und den Reserven stand, in Masse an dem Palais-Royal vorüber durch die Straße Crois des petits Champs auf den Platz des Victoires zu marschiren. Hier war die Nationalgarde des dritten Stadt-Bezirks, die Bewohner der Vorstädte Montmartre, Poissonnière, Saint Denis, aufgestellt; sie beherrschte die Hinterseite des Palais-Royal, die Bank und die ganze Umgegend. Mit einem Linienregimente, das sich früher auf dem Platze befand, waren sie in Unterhandlung getreten, dasselbe hatte bereits das Feuer eingestellt, und stand auf dem Punkte, überzugehen. Da traf der Marschall an der Spitze der Lanciers, und begleitet von einem Regimente der Schweizer und dem ersten der Garde ein. Nun begann das Feuer auf allen Seiten. Die Bürger zogen sich in guter Ordnung zurück. Aus der Straße Montmartre vertrieben, verschanzten sie sich in den engen Seitenstraßen, in den Häusern und auf den Dächern. Die Schweizer erhielten den schwierigen Auftrag, sie aus dieser Stellung zu vertreiben; allein sie erlitten einen ungeheuern Verlust durch den Kugelregen aus den Fenstern und durch die Steine, welche von den Dächern auf sie herabflogen. Sie mußten endlich zurückweichen und sogar eine Kanone im Stiche lassen. Alsbald stürzt ein Zögling der polytechnischen Schule, welcher an der Spitze eines Volkshaufens stand, auf dieselbe zu, umschlingt sie mit

seinen Armen und ruft: „die Kanone ist mein!“ Seine Stellung war sehr gefährlich, da er von mehreren Seiten dem Feuer ausgesetzt war. Das Volk schrie: „Sie sind verloren; kommen Sie zu uns zurück!“ Der junge Held hört nicht auf diesen Zuruf; glücklicherweise blieb er unversehrt, weil er, über der Kanone ausgestreckt, den Kugeln eine kleine Fläche darbot. Endlich macht das Volk eine letzte Anstrengung, und rückt unter lebhaftem Feuer vor; die Garde muß den Platz räumen, und der brave Jüngling wird mit seiner eroberten Kanone gerettet. Dieß geschah im untern Theile der Straße Montmartre. Marmont hatte sich indessen an die Spitze einer Colonne gestellt, welche die Straßen du Mail und Cléry nehmen sollte. Glücklich drang er bis an die Straße Jocquelet, in der Nähe der Börse vor. Aber hier wandte sich der Sieg. Eine große Barricade war daselbst aufgeführt; von dieser aus, so wie von allen angränzenden Häusern, flogen solche Massen von Kugeln und Steinen, daß er umwenden mußte. Mit seinem Generalstab nahm er die Flucht; wüthendes Hohngeschrei und Gezisch und der tausendfache Ruf: „Es lebe die Charte!“ begleiteten ihn. Was noch von seinen Truppen auf den Beinen war, stürzte ihm nach, und in diesem Zustande kam er nach einer Stunde wieder in die Tuilerien zurück, wo eben die Minister versammelt waren.

Nun wandte sich der Sieg überall entschieden auf die Seite des Volkes. Zwar wurde auf andern Punkten fortwährend und heftig gefochten; namentlich dauerte in der Straße Saint Honoré der Kampf bis tief in die Nacht, und es gelang den Parisern trotz der größten Anstrengung nicht, die königlichen Truppen von diesem Platze zu vertreiben; in der Nacht vom 29sten gaben sie jedoch ihre Stellung selbst auf, weil sie befürchten mußten, abgeschnitten zu werden.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo der Marschall seine Niederlage erlitt, erfolgte auch der förmliche Uebertritt der Linie, und zwar in den Straßen Roule und des

Prouvaires. Hier stand eine Abtheilung des 15ten Linien-Regiments. Schon früher machten einzelne Bürger Versuche, um sie zu gewinnen. Die Unentschiedenheit der Soldaten, der sichtliche Zwang, mit welchem sie fochten, die vielen Kugeln, welche statt auf die Bürger in die Luft flogen, ließen Hoffnung, daß dieser Versuch gelingen werde. Gegen vier Uhr Abends wagte sich ein Advocat am königlichen Gerichtshofe von Paris, Namens Saunière, an den Hauptmann Marchal, den er früher kannte, heran, und begann Unterhandlungen; jedoch im Anfang ohne Erfolg. Doch der muthige Rechtsgelehrte ließ sich nicht abschrecken. Er wiederholte seinen Versuch, und zuletzt gelang es ihm; die Soldaten und Officiere gaben ihr Ehrenwort, nicht mehr zu schießen. Sogleich mischten sich die Bürger unter die Truppen, um den neuen Bund zu befestigen. Als dieß der Oberst des 15ten Regiments, welcher auf einem andern Platz stand, erfuhr, eilte er herbei, um Einhalt zu thun. Er gebot, das Feuer wieder zu beginnen, aber kein Einziger gehorchte. „Ihr habt dem Könige Treue geschworen!" ruft er seinen Soldaten zu. „Ja," antwortete man ihm: „aber auch der Nation. Diese ist da, um uns aufzufordern, daß wir unser Wort halten, den König hingegen sieht man nirgends." Der Oberst entfernte sich. Ein Theil seiner Soldaten gieng nun förmlich zu den Bürgern über, und focht den andern Tag in ihren Reihen. Der größere Theil zog sich jedoch, um ihren Eid gegen den König wenigstens zur Hälfte zu bewahren, in ihre Casernen zurück, nur wenige kämpften am 29sten noch für seine Sache. Dieser Uebergang eines Theils vom 15ten Regimente war übrigens die Folge der Stimmung, welche sich unter der ganzen Linie verbreitet hatte. Im Verlaufe des 28sten wurde ein kleiner Haufe Bürger von der Garde verfolgt, und wandte sich, der Gefahr zu entgehen, eilends in eine Seitenstraße. Aber hier steht ein Posten vom 53sten Regiment, und neue Gefahr droht ihnen;

doch dieser nimmt die Flüchtlinge, statt sie anzugreifen, schnell in sein Wachtzimmer auf, und die Bürger sind gerettet. Besonders zeigte sich diese günstige Stimmung da, wo die Abtheilungen ohne höhere Officiere aufgestellt waren: denn diese bestanden Alle aus entschiedenen Anhängern der königlichen Partei.

Die untergehende Sonne des 28sten begrüßte mit ihren letzten Strahlen den Siegesjubel des Volkes, das beinahe auf allen Punkten, wo ein Angriff erfolgt war, triumphirt hatte. Eine Colonne, aus einem Bataillon des ersten Garde-Regiments, aus 600 Mann des 6ten, aus zwei Bataillonen des 5ten von der Linie und aus einer Abtheilung Lanciers bestehend, hatte den ganzen Tag unter dem Befehle des Generals St. Chamant die lange Strecke der Boulevard auf der rechten Seite der Stadt durchstrichen. Gegen Abend wollte sie sich durch die Straße Saint-Antoine nach dem Grève-Platze ziehen, wo noch gekämpft wurde, um dort ihre Verbindung mit dem königlichen Heere zu bewerkstelligen. Sie drang vor bis da, wo die Straße Fourcry in die von Saint Antoine ausläuft. Auf diesem Punkte aber wurde der Widerstand so wüthend, daß die Truppen geworfen, und Infanterie wie Cavalerie bunt durcheinander sich in der größten Unordnung auf den Platz der Bastille zurückziehen mußten. Ihre Stellung war hier sehr gefährlich, denn die Verbindung mit dem Grève-Platze, und also auch mit der Hauptmasse der Armee war abgeschnitten. Es blieb dem General St. Chamant nichts übrig, als sich über die Brücke von Austerlitz auf die linke Seine zu wenden, was auch mit genauer Noth geschah, weil die Bewohner der Vorstadt Saint Marceau eben gegen die Brücke heranrückten. Nur dadurch, daß sie diese herüber ließen, wurde ihnen freier Uebergang gestattet. Sie zogen sich durch den Boulevard an der Westseite der Stadt herunter, und kamen nach einem sehr großen Umweg um Mitternacht in der Militärschule an.

Als es Nacht wurde, hatten die Königlichen nur noch das Louvre, die Tuilerien, den Platz des Palais Royal und den kleinen Theil der Straße Saint Honoré inne, welcher auf den letztern stößt. Aber in welchem Zustande war diese kleine Armee! geschwächt durch Tod und Desertion, entmuthigt durch die unglücklichen Vorgänge des 28ten, ermattet durch die glühende Hitze des Sommertags (denn noch Abends stand das Thermometer auf 25 Grad), durch den beständigen Dienst, der schon drei Tage und drei Nächte währte, und außerdem durch den größten Mangel an Lebensmitteln. Es fehlte an Wein, an Fleisch, an Brod, weil das Ministerium für nichts gesorgt hatte, da Niemand einen so kräftigen Widerstand erwartete. Nur Branntwein theilte man aus; dieser wirkte augenblicklich, aber die Erschlaffung wurde nachher desto größer. Am 29sten fieng man folgenden Brief an den Marschall Marmont auf, welcher die Verlegenheit wegen der Subsistenzmittel nur zu klar ausspricht:

Saint Cloud, halb Ein Uhr Nachts.

Herr Marschall!

„Ich habe die Ehre gehabt, Ihren Brief Sr. Majestät vorzulegen. Der diensthabende Kammerherr hat alle seine Leute in Bewegung gesetzt, um das Brod, welches Sie verlangen, sowohl in Saint Cloud als in Sevres zusammen zu bringen. Ich habe 30,000 Rationen verlangt, aber schwerlich wird die Hälfte davon während der Nacht herbeigeschafft werden können. Auch in Versailles sind 25,000 Rationen bestellt worden; ich befürchte jedoch, dieses Brod möchte Ihnen erst gegen zehn Uhr Morgens zukommen."

Der übrige Theil des Briefs bezog sich auf militärische Dispositionen. Man ersah daraus, daß die Verbindung zwischen Saint-Cloud und dem Hauptquartiere des Marschalls, oder den Tuilerien, bloß gestellt, und daß man schon für Saint-Cloud besorgt war, wohin man die Zöglinge von Saint-Cyr mit sechs Kanonen beordert

hatte. Ein zweiter Brief, den man auffieng, lautete folgendermaßen: „Man muß vom Ministerium einen Zuschuß von Patronen fordern, der ausreicht, um jeden Mann mit fünfzig Stück zu versehen.“ Diese Briefe beweisen klar, daß das Ministerium überrascht worden war, daß es für nichts gesorgt hatte, was den Sieg sichern konnte.

Wenden wir jetzt unsere Blicke auf den König. In Saint Cloud war man am 28sten mit den besten Hoffnungen aufgestanden. Die Bevölkerung von Paris wurde von den Hofleuten geächtet, die Stadt mußte ihre Privilegien verlieren. Die Liberalen wurden auf's Schaffot gebracht. Versteht sich, Alles bloß mit dem Munde und mit Worten. Die Hofleute glühten von kriegerischem Feuer, und sprachen von nichts, als daß sie zu Pferde steigen wollen, wenn es Noth thun sollte, um an der Spitze des Königes den Thron zu vertheidigen. Der König selbst soll mit dem Dauphin in diesen ritterlichen Ton eingestimmt haben. Nur die Herzogin v. Berry theilte diesen allgemeinen Schwindel nicht ganz. Der Graf Mennars hatte ihr als Mann von Ehre schon am Morgen getreuen Bericht von den Vorgängen am 27sten Abends abgestattet, und deutlich merken lassen, daß, im Falle man sich weigern würde, nachzugeben, unselige Folgen entstehen könnten. Später kam ein junger Maler, der von J. K. Hoheit für den Morgen bestellt war. Sein Weg hatte ihn durch einige Stadtviertel geführt, wo der Kampf schon wüthete; zitternd und in größter Bestürzung kam er an. Die Herzogin fragte ihn theilnehmend nach der Ursache seiner bewegten Stimmung. Der Maler erzählte in der ersten Angst seines Herzes Alles, was er wußte und gesehen hatte. Diese wahre und lebendige Schilderung machte tiefen Eindruck auf die Herzogin. Sie befahl dem jungen Manne, mit ihr vor den König zu kommen, und hier seinen Bericht zu wiederholen. Dieß geschah. Aber Carl hörte ihn mit der größten Gleich-

gültigkeit an, als wenn die ganze Sache bloß eine Intrigue wäre, angelegt ihn zu schrecken und zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Er sagte: „Es ist nichts, beinahe nichts;" und der Maler ward entlassen. Aber die Angst der Herzogin war damit nicht gehoben. Sie flehte den König mit Thränen in den Augen, die Zukunft ihres Kindes, des Herzogs von Bordeaux, nicht auf's Spiel zu setzen. Als aber alle ihre Bitten keinen Eindruck hervorbrachten, warf sie sich vor dem Könige auf die Kniee nieder, und beschwur ihn wiederholt, nachzugeben, so lange es noch Zeit sey. Dieß machte den König verdrießlich, er bedeutete ihr halb zornig, sich auf ihr Zimmer zu begeben. Später kam der Dauphin auf Befehl Sr. Majestät zu ihr, um sie zu trösten. Allein es gelang ihm eben so wenig. Dagegen war er selbst völlig beruhigt; er sah den Aufstand der Hauptstadt als eine kleine Meuterei an, die bald aufhören müsse. Man kann mit Recht von ihm sagen, daß er mit offenen Augen in's Verderben rannte.

Man wußte, daß der Marschall um zwei Uhr in eigener Person den Angriff leiten wollte. Um drei Uhr verbreitete sich im Pallaste das Gerücht, daß Marmont einen vollständigen Sieg erfochten, daß der Aufruhr mit dem Blute der Pariser gestillt sey. Nun war die Freude unter dem Hofgesinde, besonders unter den Priestern, gränzenlos. Um diese Zeit war es auch, wo von einem hohen Geistlichen das Billet an den Fürsten Polignac geschrieben wurde, welches man am andern Tage in dem Pallaste der Tuilerien fand. Es lautete so: „Mein lieber Freund! Kommen Sie morgen zu mir, wir wollen den 60sten Psalm mit einander beten." Es ist dieß einer der glühendsten Rachepsalmen, worin David dem Herrn für die Ausrottung seiner Feinde dankt.

Aber dieser Rausch dauerte nur kurze Zeit. Gegen Abend erfuhr man die nackte Wahrheit; man wußte, daß jener vermeintliche Sieg eine Niederlage, daß die königliche Armee, statt das Volk zu erdrücken, auf die

Tuilerien zusammen gedrängt sey. Nun wäre es an der Zeit gewesen, daß die feurigen Ritter vom Morgen, ihrem Versprechen gemäß, zu Pferde stiegen, aber sie begnügten sich, von Aufforderungen zu sprechen, die sie an ihre Freunde, an alle Anhänger des Königes richten wollten. Sie selbst, meinten sie, könnten sich in diesen drängenden Umständen unmöglich von der geheiligten Person Sr. Majestät trennen. Der König erfuhr wenig oder nichts von dem, was vorgieng. Er machte noch diesen Abend seine gewohnte Partie, und behielt seine Ruhe bei, obgleich der Donner der Kanonen vom Winde bis nach Saint Cloud getrieben wurde. Dieser unglückliche Monarch hatte Augen, um nicht zu sehen, Ohren, um nicht zu hören.

Anders war jedoch die Stimmung seiner Minister, welche in dieser verhängnißvollen Nacht in den Tuilerien versammelt waren, und des Marschalls, der den Fall der königlichen Sache voraussah. Wir haben oben erzählt, wie wenig für den Unterhalt der Truppen gesorgt war, man wollte durch Proclamationen helfen. Es wurde am 29sten folgende im Schlosse gefunden:

Generalstab der Garde.

Tagsbefehl.

Der König hat den Marschall, Herzog von Ragusa, beauftragt, den Truppen der Garde und der Linie seine Zufriedenheit mit ihrer guten Aufführung während der zwei letzten Tage zu bezeigen. Se. Majestät erwartete nicht weniger Eifer und Ergebung von seinen braven Truppen, und bewilligt ihnen zum Zeichen seiner Zufriedenheit einen fünf und vierzigtägigen Sold. Die Chefs der sämmtlichen Corps können ihre Berechnung machen, und dem Generalstab der Garde übergeben, wo dieses Geschenk morgen ausbezahlt werden wird.

Für den diensthuenden Major-General und auf seinen Befehl der Adjutant General-Major:

Marquis v. Choiseul.

Paris, den 28. Juli 1830.

Dieser Tagsbefehl war spät in der Nacht ausgefertigt worden; am Morgen des 29sten erfolgte auch die Austheilung des verheißenen Geldes. Jeder Soldat, der treu gebliebenen Linie erhielt zwanzig, die Gardisten acht und zwanzig Franken.

Aber Alles dieß half nichts mehr, es war zu spät. Das 53ste Regiment gab Mittwoch Abends so deutliche Zeichen seiner Abneigung gegen die königliche Sache, daß der Oberst in einem Anfalle von Wuth ihm die Fahne entzog. Die Soldaten erklärten laut, daß sie nicht mehr auf das Volk schießen würden. Man führte sie noch spät in der Nacht auf den Platz Vendome. Die Haltung der gemeinen Soldaten war trotzig, selbst die Officiere konnten ihren Unwillen nicht verbergen. Es geschah von diesem Regimente am Donnerstag kein Schuß mehr; gegen Abend, bei der allgemeinen Flucht der Königlichen, führte man sie in der größten Unordnung zur Stadt hinaus; und mehr als einmal wurde der Befehl gegeben, die Officiere zu erschießen, aber zum Glücke nicht vollstreckt. Allein selbst unter der Garde griff der Geist der Unzufriedenheit um sich. Das erste Beispiel gab der Graf Raoul de la Tour du Pin, den die Franzosen deßhalb mit d'Orthez, dem berühmten Gouverneur der Bretagne, verglichen, welcher zur Zeit der Bartholomäusnacht sich geweigert hatte, die Blutbefehle gegen die Protestanten zu vollstrecken. Der Graf schrieb folgenden Brief an den Fürsten Polignac:

„Excellenz!"

„Nach einem Tage voll Mordthaten, die gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze unternommen wurden, und an denen ich nur aus menschlicher Rücksicht Theil genommen habe, verbietet mir mein Gewissen, länger zu dienen. Ich habe in meinem Leben so zahlreiche Beweise treuer Anhänglichkeit an den König gegeben, daß ich mir ohne Furcht vor Verläumdung wohl

erlauben darf, zwischen seinem königlichen Willen und zwischen Grausamkeiten, die man in seinem Namen verübt, einen Unterschied zu machen. Ich bitte daher, daß Sie Sr. Majestät meine Entlassung als Capitain der Garde vorlegen mögen ꝛc. ꝛc."

Mehrere andere Officiere ahmten diesem Beispiele nach, darunter Turgot, ein Abkömmling des edeln Ministers, von dem Ludwig XVI. sagte: „Nur zwei Männer lieben das Volk, Turgot und ich." Eben so Jumat, Officier der Gardejäger, und Rousselet.

Die Minister brachten die ganze Nacht in den Tuilerien zu, und zwar dießmal nicht bloß, um Rath zu halten, sondern auch ihrer Sicherheit wegen, da sie ohne Gefahr nicht wohl länger in ihren Häusern bleiben konnten. Es wird behauptet, Montbel habe in dieser Nacht seinen Collegen den Vorschlag gemacht, ihre Entlassung dem Könige einzureichen und ihm zugleich zu rathen, daß er die unglücklichen Ordonnanzen zurücknehmen solle. Polignac widersetzte sich, er sprach von den ungeheuern Hülfsmitteln, welche der Regierung zu Gebote stünden, und daß er als provisorischer Kriegsminister bereits die nöthigen Befehle zu ungesäumtem Anmarsche frischer Truppen erlassen habe, welche die meuterische Stadt züchtigen und die aufrührerischen Bürger schon zu Paaren treiben würden. Montbel entgegnete: „Wollen Sie den Bürgerkrieg fortsetzen, nun wohl; ich meines Theils werde meine Zustimmung nie dazu geben!" Nach mehreren Gegenreden, wobei Polignac seinen Collegen abermals Mangel an Ergebenheit vorwarf, ließ man endlich den Marschall rufen. Marmont erklärte, es sey unmöglich, mit der geringen Macht, welche dem Könige zu Gebote stehe, Paris militärisch zu besetzen; und daß man sich höchstens noch so lange halten könne, bis Verstärkung ankomme. Nun sprach Polignac sogar davon, die siegreiche Armee von Algier herbei zu rufen, bis ihm

Ragusa bemerklich machte, daß es sich von einer Frist von acht Tagen handle, daß in dieser Zeit die Krone nothwendig gewonnen oder verloren seyn müßte. So einfältig war der Präsident des Ministerraths von Frankreich! — Wenden wir uns zur siegreichen Partei. Die Häupter der Liberalen hatten am 28sten Abends der Regierung noch einmal die Hand zur Versöhnung geboten. Lafitte begab sich nämlich an der Spitze mehrerer Deputirten gegen drei Uhr Mittags, kurz, nachdem der Marschall von dem Siegesplatze zurückgeschlagen worden war, unter großer Gefahr, da die Kugeln überall umher flogen, in die Tuilerien zu dem Herzog von Ragusa. Lafitte nahm das Wort im Namen seiner Collegen, er setzte ihm, in einem schnellen Ueberblicke, die bedenkliche Lage von Paris auseinander, und bat ihn, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, indem er ihn persönlich für alles Unglück verantwortlich machte, das ferner entstehen könnte. Marmont antwortete ihm, ohne auf die einzelnen Theile seiner Rede Rücksicht zu nehmen: „Die militärische Ehre ist Gehorsam!“ Lafitte entgegnete lebhaft: „Und die bürgerliche besteht darin, seine Mitbürger nicht zu erwürgen.“ Ragusa schwieg eine Weile, dann sagte er: „Welches sind Ihre Bedingungen?“ — Die Antwort war: „Wir hoffen, die Ruhe werde wieder hergestellt werden können, wenn man die Ordonnanzen vom 25sten Juli zurücknimmt, wenn die Minister abgesetzt und die Kammern auf den 3. August einberufen werden.“ „Als Bürger,“ versetzte der Marschall, „kann ich diese Meinung vielleicht nicht mißbilligen, ich kann sie selbst theilen. Als Soldat hingegen habe ich Befehle, die ich vollstrecken muß. Indessen, wenn Sie selbst mit Herrn v. Polignac unterhandeln wollen, so kann dieß gleich geschehen, denn er ist in der Nähe.“ Marmont entfernte sich. Eine lebhafte Bewegung ergriff die Deputirten, sie fühlten tief die Wichtigkeit dieses verhängnißvollen Augenblickes. Nach einigen Minuten kam der

Marschall mit niedergeschlagener Miene zurück. Er erklärte: „daß Polignac jede Unterhandlung für unnütz halte, weil er nie in ihre Bedingungen willigen werde.“ „Also haben wir Bürgerkrieg!“ sagte Lafitte mit gerechter Entrüstung; der Marschall schwieg und verneigte sich.

So endigte sich dieser Versuch, zur Versöhnung; die Wahrheit zu sagen, war er etwas voreilig und unüberlegt. Seit dem 25. Juli und den Folgen, welche die Ordonnanzen schon gehabt hatten, konnte Carl X. nur noch durch militärische Gewalt in Frankreich regieren; eine gesetzliche Herrschaft wäre zu schwach gewesen, um ihn auf seinem wankenden Throne zu befestigen. Dieß übersahen diese Herren. Beide Fälle, welche auf diesen Versuch eintreten konnten, würden gleich wenig den beabsichtigten Erfolg gehabt haben. Entweder nahm der Fürst den Vorschlag nicht an, wie solches auch geschah, dann blieb Alles beim Alten, und sie hätten sich den Gang ersparen können; oder er nahm ihn an, dann entstand die Frage: ob das kämpfende, durch die Metzeleien im höchsten Grad erbitterte Volk die nämliche Ansicht mit der Deputation theilte, und die Waffen niederlegen wollte. Dieß ist sehr unwahrscheinlich. Wenn es je geschehen sollte, so mußte der König nicht nur das, was die Deputirten verlangten, gewähren, sondern noch andere große Concessionen machen, d. h., er mußte das Messer aus den Händen fahren lassen und dem Volke übergeben; dann war aber bei der Erbitterung, welche die unseligen Maßregeln des 25. Juli in ganz Frankreich hervorbringen mußten, der Bürgerkrieg nur hinausgeschoben, weil die freie Presse den öffentlichen Zorn erhalten, und bald zu hellen Flammen angeblasen haben würde. Carl X. mußte fallen, und so war es besser, daß dieses schnell und mit so wenig Blutvergießen als möglich geschah. Auch hat Niemand den Herren Deputirten für ihren voreiligen Diensteifer in der Sache der Nation gedankt.

Ein besser berechneter Schritt, der sehr wichtige Folgen hatte, geschah an demselben Tage. Es ward nämlich an vielen Häusern eine Proclamation angeschlagen, die eine provisorische Regierung, aus den Generalen Lafayette, Gérard und dem Herzoge von Choiseul bestehend, verkündigte. Hiermit verhielt es sich folgendermaßen. Am 1. August ließ der Herzog von Choiseul nachstehende Erklärung bekannt machen:

„An die Bewohner von Paris.“

„Eine Proclamation, unterzeichnet von den Generalen Lafayette, Gérard und dem Herzoge von Choiseul, als Mitgliedern der provisorischen Regierung, wurde am 28sten und den folgenden Tagen an alle Mauern von Paris angeheftet. Der Erfolg war damals ungewiß, denn der Kampf hatte erst angefangen, die Gefahr für die Unterzeichner dieser Proclamation war augenscheinlich, und im Falle die königliche Sache siegte, ihr Verderben gewiß. Ich sah, daß man meinen Namen für nützlich erachtet hatte; meine Einwilligung ist jedoch nicht gefordert worden. Ich war damals nichts, und hatte nichts zu befehlen. Nur die Gefahr war mir gewiß; ich blieb still, denn ich hätte es für Feigheit gehalten, die Wahrheit zu sagen, da es sich nur um meinen Kopf handelte; ich schätzte mich in der Stille glücklich, daß das Vertrauen, welches die Pariser Nationalgarde in mich setzt, für die gute Sache benützt werden konnte. Jetzt, nachdem der Sieg entschieden ist, finde ich mich zu der Erklärung gedrungen, daß ich nie an der provisorischen Regierung Theil nahm, und daß mir deßhalb auch nie ein Antrag gemacht wurde. Ich habe in der Stunde des Kampfes alle Gefahr auf mich genommen; jetzt, in der Stunde des Sieges, muß ich der Wahrheit huldigen.

(Unterz.) Der Herzog von Choiseul,
Pair von Frankreich, früher Oberst der ersten Legion und Exmajor der Pariser Nationalgarde.“

Dieses Räthsel wurde durch folgenden Brief des Herrn Caffin d'Orsigny an den edeln Herzog aufgelöst:

„Herr Herzog!"

„Ihre schöne Erklärung an die Einwohner von Paris legt mir die Pflicht auf, Ihnen zu erklären, wie und warum Ihr Name unter den Gliedern der provisorischen Regierung genannt wurde. Dienstag, den 27sten war ich bei Herrn Gérard, Deputirten der Seine und Oise, mit einigen seiner Collegen beisammen, als man uns berichtete, daß um neun Uhr Abends eine Versammlung bei Herrn Audry de Puyraveau stattfinden sollte. Ich wohnte ihr bei; allein es waren nur wenige Personen anwesend. Man sprach von den Ordonnanzen und von dem Blute, das schon geflossen sey, ohne jedoch irgend etwas zu beschließen. Ich wandte mich an den General Lafayette mit der Frage, ob er das General-Commando der Nationalgarden von Paris annehmen würde. Er sagte: Ja, sobald ihn seine Mitbürger darum ersuchen sollten. Nach Hause zurückgekehrt, überlegte ich Alles, was gesprochen worden war, und beschloß, die Sache des Volkes, das, sich selbst überlassen, nicht siegen konnte, zu retten. Es waren Führer nothwendig. Aus den Männern, von denen man glaubte, daß sie die verschiedenen Parteien vereinigen würden, beschloß ich eine provisorische Regierung zusammenzusetzen, und wählte hierzu die Namen Lafayette, Gérard und den Ihrigen. Den 28sten frühe traf ich auf der Mairie die Herren Gebrüder Pages und Herrn Fessart, Capitän der vormaligen Nationalgarde. Ich vertraute ihnen meinen Plan, und sie billigten ihn. In Zeit von vierzig Minuten gelang es uns, bei den Herren Pages gegen hundert und zwanzig Nationalgardisten zu versammeln. Ich sagte ihnen, daß ich gestern einer Versammlung der Deputirten beigewohnt, daß dieselben eine provisorische

Regierung ernannt, und die Wiederherstellung der Nationalgarden angeordnet hätten. Ich gab auf der Stelle die nöthigen Befehle wegen des letzteren Punktes; alle Anwesenden unterstützten mich eifrig, und es wurde sofort eine hinreichende Macht abgesendet, um das Stadthaus zu besetzen. Zugleich ernannte man eine Commission, um die Befehle des Generals Lafayette einzuholen; ich schloß mich an dieselbe an. Im Vorbeigehen traten wir in das Büreau der Temps, und fanden dort Herrn Billard, einen der Redactoren dieser Zeitschrift, den ich bat, uns zu begleiten. Um halb eilf Uhr kamen wir bei Herrn Lafayette an; ich ließ ihn fragen, ob er eine Deputation der Pariser Nationalgarde anhören wolle, die gekommen sey, um ihm den Oberbefehl über das ganze Corps anzubieten, und mit ihm die provisorische Regierung zu verkündigen. Lafayette ließ uns sagen, daß er erst mit den Deputirten, die in diesem Augenblicke bei Lafitte versammelt seyen, Rücksprache nehmen müsse. Ungefähr zehn Minuten später empfing er uns mit der Erklärung, die Deputirten seyen mit seiner Ernennung zum General-Commandanten der Nationalgarde einverstanden, allein man müsse erst einen Platz ausfindig machen, um den Generalstab unterzubringen. Ich schlug ihm das Stadthaus vor, welches schon von einer Abtheilung der Nationalgarde unter den Befehlen meines Schwagers, des Capitains Fessart, besetzt sey. Sogleich begab er sich mit der Deputation dahin."

„Sofort wurden alle übrigen Stadtbezirke von Paris von der Einsetzung der neuen provisorischen Regierung benachrichtigt, und der Befehl, die Nationalgarde herzustellen, üllerall verbreitet. Herr Billard verfügte sich in das Büreau der Temps; ich ging mit einigen Andern zu den übrigen Journalen; die Namen der Generale Lafayette und Gérard, so wie der Ihrige, wurden überall durch den Druck bekannt gemacht. Sie gaben den Parisern neuen Muth; der Sieg der Volkssache

war entschieden. Zu gleicher Zeit fingen die Deputirten an, provisorische Beamten zu ernennen; die Nationalgarde wurde organisirt, und in wenigen Stunden waren das Stadthaus, das Pfandhaus, die Archive und alle öffentlichen Anstalten unter ihrem Schutze."

„Dieß, Herr Herzog, ist der wahre Verlauf der Sache. Erlauben Sie, daß ich Ihnen im Namen meiner Mitbürger für Ihr edles Stillschweigen danke. Ich schätze mich glücklich, daß ich Ihren edlen Charakter errathen habe; wenn schon die Namen, welche ich wählte, mächtig genug waren, Frankreich vor dem drohenden Unglücke zu bewahren, so würde der Erfolg gewiß noch weit rascher und glänzender gewesen seyn, wenn Sie auch durch Ihre persönliche Mitwirkung dazu beigetragen hätten."

Ohne Zweifel hat kein Ereigniß so viel zum glücklichen Ausgange dieser kurzen Revolution beigetragen, als diese schlau angelegte und energisch durchgeführte Maßregel. Mit gleicher Entschlossenheit wurde aber auch von militärischer Seite für den Sieg der Nation gearbeitet. Das Volk ruhte nicht auf den Lorbeeren des siegreichen Tages aus, sondern arbeitete mit gleicher Anstrengung fort. Während der ganzen Nacht wurden die in den entfernteren Theilen der Stadt zerstreuten Casernen mit Gewalt genommen. Die Gensd'armerie leistete in ihrer Caserne am Thore St. Martin einen hartnäckigen Widerstand. Nach eilf Uhr wurde sie erstürmt, was sich zur Wehre setzte, niedergeschlagen; alles Geräthe, Möbeln, Betten, ja selbst Geld, auf die Straße geschafft, und ein Freudenfeuer davon angezündet. Einige kleinere Corps, wie die Jagd-Gensd'armen in der Straße Vaugirard, capitulirten, und zogen frei aus, ebenso die Gardes du Corps auf dem Quai d'Orsay. Nicht so gut ging es den Garde-Cürassieren, die sich den Tag über sehr grausam bewiesen hatten. Es wurde ihnen nun Gleiches mit Gleichem vergolten, und in ihrer Caserne in der Cölestinerstraße übel gewirthschaftet.

Doch die Hauptarbeit dieser Nacht war die vollständige Verrammlung der Stadt. In allen Hauptstraßen wurde das Pflaster aufgerissen, und die meisten Steine dazu verwendet, von fünfzig zu fünfzig Schritt Verrammlungen zu bilden, die noch mit allen möglichen Materialien, als Balken, Wagen, Cabriolets, Fenstern und Thüren vergrößert und erhöht wurden. Die übrigen Steine schleppte man in die Häuser, um sie in dem Falle der Noth herunter zu schleudern. Dieß war eine ungeheure Arbeit und nur durch den allgemeinen Eifer aller Stände möglich. Die Unbemittelten liehen ihre Arme; die Besitzer der anstoßenden Häuser gaben Lebensmittel, Wein, Brod, Fleisch in Menge her, während die königlichen Truppen beinahe verhungerten. Ueberall, wo die Verrammlungen gebildet wurden, waren Pfähle mit gedruckten Anzeigen angebracht, welche die Arbeiter über die Art und Weise, wie zu verfahren sey, belehrten. In der ganzen Nacht vom 28sten auf den 29sten hat gewiß kein Mensch in Paris ruhig geschlafen, so groß war die innere Aufregung, die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und der äußere Lärm; denn in Einem fort ertönte das Geräusch der Arbeiter, welche die Verschanzungen aufwarfen, der dumpfe Schall der Sturmglocken, die Schüsse, welche die Posten wechselten, endlich auch die patriotischen Gesänge der begeisterten Jugend.

Als die Sonne am 29sten aufging, beschien sie eine solche Menge neugeschaffener Vertheidigungsmittel, daß an keine Einnahme von Paris, an keinen Sieg der Königlichen mehr zu denken war. Kein Pferd, kein Wagen, keine Artillerie hätte passiren können, im Falle sich das Volk auf die Behauptung seiner Verschanzungen beschränkt und keinen Angriff gewagt hätte.

Um vier Uhr Morgens wurde der Generalmarsch geschlagen, die Sturmglocke auf dem Thurme von Notre-Dame, so wie auf den andern Kirchen, die einige

Stunden geschwiegen hatten, ertönten von Neuem. Das Volk begab sich auf seine Posten, von allen Seiten strömte die Bevölkerung nach der Gegend, die noch von Truppen des Königes besetzt war. Aber heute war eine Ordnung in den Bewegungen, die an den andern Tagen nicht stattgefunden hatte. Das Stadthaus war der Mittelpunkt, von dem die Befehle ausgingen, dort war Lafayette mit dem Generalstabe der Nationalgarde. Die Bewegungen selbst wurden von den Generalen Dubourg und Gérard, von den Obersten Dufay, Girard und vielen andern Officieren der alten Armee geleitet.

Der Kampf fing auf mehreren Orten zugleich an, wie gestern; wir beginnen mit dem Theile der Straße St. Honoré, welcher noch von den königlichen Truppen besetzt war. Von allen Punkten der Stadt wurde hier am lebhaftesten und längsten gestritten, denn der Kampf dauerte noch fort, als bereits die Tuilerien und das Louvre genommen waren. Der Feind bestand aus Schweitzern und Soldaten vom dritten Garde-Regimente. Am frühen Morgen wurden sie allmählig von Posten zu Posten vertrieben, und mußten den Platz vor dem Palais-Royal räumen; aber nun warfen sie sich in die Eckhäuser, in der Gegend, wo die Straße St. Honoré von den Straßen Rohan und de l'Echelle durchschnitten wird, und unterhielten aus den Fenstern und von den Balconen herab ein lebhaftes Feuer bis drei Uhr Abends. Desto trauriger ward aber ihr Loos; denn bei der allgemeinen Flucht der Königlichen vom Generalstabe vergessen und im Stiche gelassen, wurden beinahe Alle Opfer der Volkswuth.

Die Friedensstraße war vom fünften Linienregimente und einigen Abtheilungen der Garde besetzt. Sie wurden um vier Uhr von den Bürgern angegriffen, und der Kampf dauerte eine Zeit lang fort; allein der muthige Entschluß eines Officiers machte ihm ein Ende. Hauptmann Breiderbach vom Generalstabe rückte,

um dem unnützen Blutvergießen ein Ziel zu setzen, da die Sache des Königes doch nicht mehr zu retten war, mit einigen seiner Leute dem Volke entgegen und rief demselben zu: „Bürger, feuert nicht mehr, die Truppen werden gleichfalls ihr Feuer einstellen!" — „Dieß ist eine Schlinge, welche man uns legen will!" ertönte es von allen Seiten. „Ich gebe mein Wort," sagte der Officier, „ich bin ein Mann von Ehre, und habe acht und zwanzig Jahre gedient; wenn man noch feuert, werde ich zuerst getroffen." Dieß wirkte; die Bürger eilten voll Vertrauen den Soldaten entgegen, man umarmte sich, die Soldaten nahmen ihre Bajonette herunter, und zerstreuten sich. Die Bürger ihrerseits eilten zum Angriffe auf das Louvre und die Tuilerien.

Das Louvre ist ein altes, großes Gebäude mit sehr dicken Mauern, und hat in den früheren Bürgerkriegen mehrere Angriffe siegreich bestanden. Es war von den Schweizern besetzt, die alle Fenster bis in den obersten Stock inne hatten. Von den Garden standen zwei Regimenter mit mehreren Feldstücken sowohl im Hofe als in dem angrenzenden Garten. Kurz, die Stellung war so fest, daß der Sieg des Volkes zweifelhaft schien. General Gérard, unterstützt von einer Menge seiner alten Waffengenossen und den Zöglingen der polytechnischen Schule, leitete den Angriff. Dieser erfolgte zu gleicher Zeit von drei Seiten. Eine Colonne drang über die Seine auf der Brücke des Arts herüber; eine andere griff von dem Quai de l'Ecole an; der Hauptangriff geschah auf der Vorderseite. Doch wir wollen einen Augenzeugen sprechen lassen, der die Sache auf folgende Weise erzählt: „Schon um vier Uhr Morgens begann ein kleiner Haufen von Pariser Schützen das Feuer. Aber ihre Anzahl war zu gering, als daß sie etwas ausrichten konnten. In einem nahe gelegenen Hause wurden die Kugeln für sie gegossen und gleich verschossen. Die Schweizer waren übrigens niedergeschlagen, jedoch entschlossen zu einem hartnäckigen

Widerstande. Wir trafen mit Anbruch des Tages drei derselben auf der Straße, welche die Nacht in einem Weinhause in der Nähe zugebracht hatten. Sie be-beklagten sich laut über die erhaltenen Befehle, und sagten: „Wir sind zum Tode bestimmt, schon sind zehen unserer besten Officiere gefallen; aber wir können uns nicht ergeben.“ Als das Feuer anfing, zogen sie sich in das Louvre zurück. Hinter den Säulen der großen Halle, auf der Vorderseite des Gebäudes und in den untern Kreutzstöcken verschanzt, begannen sie ein wohl gerichtetes Feuer, das uns viele Leute kostete. Eine Frau in einem der gegenüber liegenden Häuser hatte aus Neugierde die Läden einen Augenblick geöffnet, und wurde von einer Kugel in den Kopf getroffen. Eine andere trat aus ihrem Hause, um Brod zu kaufen, und erhielt im nämlichen Momente einen Schuß in die Beine. Dessen ungeachtet drangen fünf Tapfere auf den Platz vor dem Palaste, und verbargen sich hinter eine kleine Mauer. Auf den Boden hingestreckt und durch jene Brustwehr gedeckt, tödteten sie eine Menge Schweizer, die hinter den Säulen verborgen waren. Endlich wuchs nach und nach die Menge des Volkes, und der Angriff ward heftiger; ein Bürger schreitet mit der dreifarbigen Fahne in der Hand bis an das Gitterthor vor, und trotzt einem furchtbaren Feuer, das auf ihn gerichtet wurde. Ein Zögling der polytechnischen Schule folgte an der Spitze eines großen Haufens seinem Beispiele; drei von ihnen steigen auf eine kleine Thüre, die neben dem großen Gitterthore angebracht ist, und drohen zu schießen, wenn man nicht öffne; aber schnell wurde dieselbe eingestoßen, und nun auch das große Thor von innen geöffnet. Nun dringt das Volk in Masse nach, der äußere Hof wird genommen, die Gardisten mit den Händen gepackt und herausgerissen; man zog ihnen die Uniform aus, und begnügte sich, sie zu dem Rufe: „Es lebe die Charte!“ zu zwingen. Schnell ist auch die Säulenhalle geräumt,

und das Volk strömt in das Innere des ungeheuren Gebäudes, wo eine Menge Schweitzer, die noch Widerstand leisten wollten, erschlagen wurden. Man sah unter dem Volke mehrere alte Officiere, die, unbewaffnet, mit jenem kalten Blute, das die alten Soldaten auszeichnet, überall herumgingen und Rath ertheilten. Sie trugen besonders zu der Mäßigung bei, die nach dem Siege beobachtet wurde.

Eine Menge schöner Züge kamen bei dieser Eroberung vor. Es war ein junger Mensch von sechszehn Jahren, der mit einer Doppelflinte und zwei Pistolen bewaffnet, das große Thor zuerst öffnete. Von zwölf Wunden bedeckt, wurde er in die Kirche Saint Germain l'Auxerrois getragen, welche in ein Hospital umgewandelt worden war, und wahrscheinlich gerettet.

Ein anderer junger Mensch öffnete gleichfalls ein Gitterthor. Er hatte das Glück, nicht verwundet zu werden, eilte aber gleich nach der Einnahme des Louvre in die Straße Saint Honoré zu neuem Kampfe. Eine Kugel zerschmetterte hier seinen Arm, der abgenommen werden mußte. Er fiel unter dem Ruf: „Es lebe die Charte!"

Ein Schlossergesell, Namens Carl Bourgeois, aus Rocroi gebürtig, erstieg zuerst die Säulenhalle, und pflanzte dort die dreifarbige Fahne auf. Fünf Schweitzer verfolgten ihn mit dem Bajonette, und brachten ihm mehrere Wunden bei; er wurde jedoch gerettet.

Im Louvre befindet sich die kostbare Kunstsammlung. Es war zu befürchten, daß sie Schaden erleiden möchte. Aber die Künstler, welche die Aufsicht führten, oder dort beschäftigt waren, nahmen selbst Theil an dem Kampfe, so lange er dauerte. Nach dem Siege gaben sie sich die größte Mühe, um Alles zu retten. Es wurden Schildwachen vor die Gallerien hingestellt; im Ganzen gingen nur drei Gemälde zu Grund; nämlich die Krönung Carl's X. zu Rheims, welche von

vielen Schüssen durchlöchert war; ferner ein Bildniß desselben, und ein Gemälde von Robert-Lefèvre.

Nun befand sich nur noch das Schloß der Tuilerien in der Gewalt der Königlichen. Es schloß noch um Mittag die Minister in sich, welche hier den Sturz ihrer Macht und des königlichen Hauses mit ansehen mußten. Ehe wir jedoch seine Einnahme schildern, müssen wir eines merkwürdigen Vorfalls gedenken, der nur wenige Stunden vor dessen Fall in seinem Innern vorging, und die verzweifelte Lage der Minister klar darlegt. Sie hatten am 28sten, als ihre Sache bereits die schlimme Wendung genommen, den Entschluß gefaßt, den königlichen Gerichtshof von Paris zu versammeln, und wollten ihn bestimmen, eine Erklärung gegen den Aufruhr bekannt zu machen, von welcher sie eine große Wirkung erwarteten. Herr Bayeux, als Stellvertreter des General-Procurators, weil letzterer abwesend war, erhielt deßhalb durch den Großsiegelbewahrer die nöthigen Befehle. Sogleich versuchte er in das Schloß zu dringen, um Gegenvorstellungen zu machen; aber es gelang ihm nicht. Am Donnerstag Morgen machte er einen zweiten Versuch. Dießmal gelangte er mitten durch das Gefecht glücklich in die Tuilerien. Er fand dort die Herren Chantelauze, Peyronnet und d'Haussez versammelt. Die beiden erstern saßen auf einer Ottomane; man sah, daß sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatten. Peyronnet hatte den Rock ausgezogen und saß in Hemdärmeln da; Alle waren äußerst niedergeschlagen. Bei seinem Eintritte fragte ihn Chantelauze: wie es in der Stadt stehe. „Vortrefflich," antwortete Bayeux: „die Bevölkerung ist ruhig, aber voll Muth und Festigkeit." — „Zweifelsohne sind es die Mitglieder der alten Nationalgarde, die ihre Organisation heimlich beibehalten haben;" sagte Peyronnet. „Nein," antwortete der Procurator: „es ist die ganze Bevölkerung, welche sich gegen die Minister bewaffnet hat. Alles

nimmt am Kampfe Theil; die Weiber und Kinder tragen Steine in ihre Zimmer, um sie auf die Soldaten herabzuwerfen, während ihre Männer und Väter, auf den Straßen kämpfend, sich dem Tode weihen."

Als einige Zeichen des Zweifels laut wurden, fuhr Bayeux lebhafter fort: „In weniger als zwei Stunden sind die Tuilerien erobert. Sie haben keine Vertheidigungsmittel mehr, das Einzige, was Sie thun können, ist, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und Paris in aller Eile zu räumen." D'Haussez nahm ihn auf die Seite und zeigte ihm die Bataillone der Garde mit den Worten: „Dieß sind noch unsere einzigen Vertheidiger, aber sie haben seit vier und zwanzig Stunden nichts gegessen." Die Minister gingen in ein anderes Zimmer, um Caffee zu trinken; später wurde Bayeux durch einen unterirdischen Gang in die Zimmer gegen den Carrouselplatz geführt, wo er den Marschall Marmont, Montbel und Guernon de Ranville fand. Er wiederholte ihnen, was er den Andern gesagt, aber ohne den mindesten Eindruck zu machen. Man übergab ihm jetzt einen von Chantelauze unterzeichneten Befehl, welcher den königlichen Gerichtshof in die Tuilerien berief. Bayeux erklärte, daß es unmöglich sey, dieser Ordre Folge zu leisten; allein es half nichts. Zuletzt bat er sich einen Officier zur Begleitung aus; seine Bitte ward ihm abgeschlagen. Man gab ihm einen Paß, ob er gleich vorstellte, daß ihn dieses Stück Papier schwerlich vor den Kugeln der gereizten Garde schützen werde, deren Feuer sich auf alle Seiten erstreckte. Nur mit genauer Noth und nach großen Umwegen gelang es ihm, mit heiler Haut nach Hause zu kommen.

Seine Voraussagung traf nur zu bald ein. Am Mittage wurden die Tuilerien von allen Seiten, namentlich von den beiden Ufern der Seine, den Straßen Rivoli und Napoleon, ja selbst von der Gallerie im Louvre aus, lebhaft angegriffen. General Gérard führte auch

hier den Befehl; die Königlichen leisteten verzweifelten Widerstand.

Als das Volk von der Seite des Palais-Royal her eindrang, stürzte ihm ein Haufe von Schweitzern, Gardisten, und Officieren entgegen, die alle als Bürger verkleidet waren, und mit Dolchen und Pistolen ein großes Blutbad unter den Angreifenden anrichteten. Aber bald wurden diese Mörder übermannt, und nun kam die Reihe an sie; nur wenige entrannen, ihre Leichname wurden in die Seine geworfen.

Die Colonnen der Angreifer vereinigten sich in dem großen Hofe, der zwischen dem Louvre und den Tuilerien liegt, wo nun der letzte Kampf für Carl X. entbrannte. Von beiden Seiten spielten auf diesem beschränkten Raume die Kanonen, unterstützt von einem lebhaften Gewehrfeuer; allein der Kampf war zu ungleich, und so neigte sich der Sieg bald auf die Seite der Nation. Ein Polytechniker dringt an der Spitze eines Bataillons bis vor die Gitterreihe, welche das königliche Schloß umgibt, und ruft nach dem Commandanten des Postens, worauf ein Oberofficier erscheint. „Oeffnen Sie," sagt der junge Krieger zu ihm: „wenn Sie nicht wollen, daß Sie mit allen Ihren Leuten vertilgt werden; der Sieg ist unser." Der Officier drückt statt der Antwort seine Pistole auf ihn los und zieht sich schnell zurück, allein zum Glück hatte das Gewehr versagt. Das Gitter ward eingeschlagen, und wenige Augenblicke später bekommt der junge Held den Officier, welcher ihn meuchlings ermorden wollte, in seine Gewalt. Er packt ihn an der Kehle, setzt ihm den Degen auf die Brust, und sagt: „Ihr Leben ist in meinen Händen, ich könnte Sie tödten, will aber kein Blut auf diese Weise vergießen." Der Besiegte, von so vieler Großmuth tief ergriffen, riß sich seine Decoration ab, und reicht sie dem Jüngling mit den Worten: „Braver junger Mann! nehmen Sie dieses Ehrenzeichen. Niemand ist würdiger als Sie,

es zu tragen. Sagen Sie mir ihren Namen." — „Ich bin ein Zögling der polytechnischen Schule," war die Antwort.

Indessen ergoß sich das Volk wie ein Strom durch die langen Gänge des Schlosses und eilte die Treppen hinauf. Noch in den Zimmern leisteten die Garden einigen Widerstand, aber zu ihrem Verderben. Ein Zögling der polytechnischen Schule wurde im Schlosse erschossen. Seine Cameraden trugen ihn in den Thronsaal und legten ihn auf den königlichen Thron, wo er so lange blieb, bis seine Verwandten kamen, und den theuern Leichnam abholten. In kurzer Zeit waren die letzten Garden aus dem Innern des Schlosses, aus den Winkeln, wo sie sich verborgen hatten, ja selbst aus dem Garten vertrieben, und es blieb ihnen nichts übrig, als ihren Rückzug über den Platz Ludwig XVI. und über die elisäischen Felder nach Saint Cloud zu nehmen, allein selbst diese Seite war nicht ganz gefahrlos. Eine Abtheilung der Flüchtlinge wurde bei dem Dorfe Sevres von einem Haufen Bauern angegriffen, und traf erst auf langen Umwegen spät in der Nacht in Saint Cloud ein. Punkt Ein Uhr wurde die dreifarbige Fahne über dem Prachtsaale der Marschälle Frankreichs aufgepflanzt. Die Revolution in Paris war beendigt, Carl X. und sein Haus gestürzt. Ein ungeheures Freudengeschrei, tausend Gewehrsalven und der Donner der Kanonen begrüßten dieses Zeichen früheren Ruhms und der neu errungenen Freiheit. Das Volk wogte in der stolzen Wohnung seines Königes umher; einige der Sieger warfen sich im königlichen Schlafzimmer auf das Bett des Monarchen, und machten allerlei Spässe. In einem angränzenden Zimmer wurde eine Büste Carl's X. mit Flintenkolben zertrümmert; einer der Umstehenden wollte auch die Bildsäule Ludwig's XVIII. vernichten. Allein tausend Arme erhoben sich dagegen. „Haltet ein!" rief man: „dieß ist der Vater der Charte." Man bedeckte die

Statue mit einem schwarzen Flor, als sollte er das Unheil, welches sein Bruder verursacht, nicht mit ansehen. Ungeachtet ein sehr großer Theil der Sieger den untersten Volks-Classen angehörte, die in größter Dürftigkeit einzig von ihrem täglichen Erwerbe leben, wurde von den reichen Schätzen, welche die Tuilerien in sich schloßen, nur wenig entwendet. Ein Handwerks-Lehrling fand in einem der Zimmer Juwelen von größtem Werth; er trug sie gewissenhaft auf die Mairie seines Bezirks. Ein Commis, Namens Bourgeois, und ein anderer junger Mann, dessen Namen unbekannt ist, drangen unter den ersten in das Gemach der Herzogin von Berry; sie fanden hier ein trefflich gearbeitetes, mit Gold angefülltes Kästchen. Sogleich entschlossen sie sich, diese reiche Beute auf das Stadthaus in Sicherheit zu bringen. Unterwegs baten sie, von der Last ermüdet, einen andern Bürger, ihnen zu helfen, und überlieferten so ihren Schatz zu Dreien in die Hände der provisorischen Regierung. Aus den Arbeitern, die bei dem Angriff am muthigsten gefochten, bildete sich eine Garde zur Bewachung des Schlosses, sie visitirten Alle, die dasselbe verließen. So sah man an einer der Thüren, welche gegen die Seine hinaus gehen, einen Menschen im sonderbarsten Aufzuge; sein Kleid war zerlumpt, und ein sprechendes Bild der Armuth; auf dem Kopf trug er einen prächtigen Hut, den der General Walsh in der Eile der Flucht mitzunehmen vergessen hatte. In dieser Uniform durchsuchte er die Taschen eines Jeden der hinausging, und gab einem armen Kerl, der eine Porcellain-Tasse mitnehmen wollte, eine derbe Zurechtweisung.

Nach drei Uhr war kein Feind mehr in der Stadt; alle wichtigen Posten waren in der Gewalt der Nationalgarde. Man konnte sich nicht mehr täuschen, Carl X. hatte mit seinem Hause unwiderruflich die Krone Frankreichs verloren. Eine Revolution, wichtig, nicht sowohl durch den Verlust, welchen die Bourbons erlitten, als

durch ihre unermeßlichen Folgen für die Freiheit Frankreichs, ja für die Zukunft von ganz Europa, ist in vier Tagen beendigt worden. Am 25sten Juli war Carl noch König, am 29sten Abends hatte er nur noch seinem Hof und den wenigen Truppen, die um seine Person versammelt waren, zu befehlen. Frankreich gehorchte ihm nicht mehr, denn noch an diesem Tage giengen von der Hauptstadt Eilboten nach allen Seiten des Reiches aus, um die wichtige, überall mit ungetheiltem Jubel aufgenommene Nachricht, daß eine neue Regierung niedergesetzt sey, zu verbreiten.

Alle Stände der Gesellschaft hatten an dieser großen Bewegung Theil genommen. Pairssöhne fochten neben Taglöhnern, Leute von den ersten Familien und der besten Erziehung neben den Niedrigsten aus dem Volke. Es war eine Revolution, welche die Vernunft, durch die freie Presse repräsentirt, durchgefochten hatte. Aus diesem ihren Ursprung erklärt sich auch die Mäßigung, die Scheu vor aller Ungesetzlichkeit, welche sie durchaus characterisirt. Es wurde nicht geraubt, nicht geplündert, nicht gemordet, keine Privatrache ausgeübt, kurz, nichts von Allem dem geschah, was leider sonst bei Gelegenheiten der Art, wo die bürgerlichen Bande zerrissen sind, überall vorkommt. Denn die Wuth der niedrigen Leidenschaften wäre, wenn sie auch da und dort hätte ausbrechen wollen, durch die Theilnahme der gebildetsten und besten Franzosen, durch die edle Richtung, welche den Anstrengungen des Volkes vom Anfang an durch die Presse gegeben war, unterdrückt worden.

Es ist dieß die erste Revolution, bei der man keine Gräuel zu beklagen hat; sie steht in dieser Beziehung hoch über der von 1789, sie steht auch durch ihre Folgen über ihr. Denn was in den Tagen vom 26. bis zum 29. Juli in Frankreich geschah, wird sich nicht auf dieses Land beschränken, sondern wirkt schon jetzt in die Ferne, und wird noch weiter wirken. Als hätten dieß die Fremden von allen Völkern, die sich in Paris befanden,

gefühlt, haben sie in Masse Theil an dem großen Kampfe genommen, gleichsam um ihre Nationen zu repräsentiren. Deutsche, Engländer, Italiener, Russen und Polen fochten mit, und namentlich zeichneten sich mehrere Britten vortheilhaft aus.

Werfen wir noch einen Blick auf den Hof von Saint Cloud, der bald zerstieben sollte. Nur zu bald wurde hier die Schreckensnachricht bekannt. Um Mittag stand der Dauphin auf einer Terrasse des königlichen Schlosses, und schaute von Zeit zu Zeit mit einem Telescop auf Paris hin. Plötzlich wechselte er die Farbe, ward roth und blaß nach einander. „Zum Teufel mit dieser Canaille!“ ruft er aus. „Sie hat die Tuilerien eingenommen; die dreifarbige Fahne weht auf dem Pallaste!“

Dieser Ruf wirkte auf das anwesende Hofgesinde wie ein Donnerstreich bei hellem Himmel. Alles drängte sich, ohne der Etiquette zu gedenken, hin zu dem verhängnißvollen Glase, um sich durch eigenes Anschauen zu überzeugen. Der Dauphin eilte zu seinem Vater, der bei dieser Kunde in die schmerzlichsten Ausrufungen ausbrach. Die Herzogin v. Berry schwamm in Thränen, Niemand getraute sich, ein Wort zu sagen. Bald kamen auch die Minister an. Polignac hatte seinen Stolz abgelegt; er weinte wie ein Kind, und getraute sich kaum, die Augen aufzuschlagen. Peyronnet's Kühnheit war gleichfalls verschwunden. Die andern hatten den Kopf so verloren, und nur Montbel dachte an die Sicherheit der königlichen Familie.

Man suchte Rath, aber wo hätte man ihn finden sollen, da Alles unwiederbringlich verloren war? Gegen Abend kam auch Marmont mit seinem geschlagenen Heere. Sein Empfang war, wie man sich leicht denken kann, schlecht; denn alle Schuld schoben die Königlichen auf ihn und auf Polignac, welchen die Garde du Corps beinahe erschossen hätte. Man konnte dem Marschall nicht verzeihen, daß er nicht bälder mit Kartät-

schen auf die Pariser gefeuert, daß er die geächteten Deputirten nicht hatte verhaften lassen, daß er endlich am 29sten frühe durch einen Tagsbefehl, in welchem er von Verhandlungen mit den Liberalen sprach, den Muth der Königlichen gebrochen haben sollte. Als er dem Herzog von Angoulême Bericht abstattete, ließ ihn dieser kaum ausreden, und fragte ihn im stolzen Tone: „ob er wisse, mit wem er spreche?" — „Mit Monseigneur, dem Dauphin," antwortete Ragusa. „Mit dem Obergenerale der französischen Armee, mit einem Manne, der Sie endlich kennt, elender Verräther, der Frankreich an die Verbündeten und uns an die Liberalen verrathen hat!" Der Marschall konnte kaum einige Worte herstottern. „Geben Sie mir Ihren Degen," rief der Dauphin. Ragusa gehorchte mit einem Gesichte, auf dem die Verzweiflung gemalt war. Der Prinz ergriff den Degen lebhaft und zerbricht ihn auf seinem Sattel, hatte sich aber in der Hast in die Hand geschnitten. Beim Anblicke seines Blutes wurde er bestürzt, denn er glaubte sich ermordet und rief: „Garden her!" Alsbald eilte ein Dutzend herbei mit gefälltem Bajonet; der Marschall war verloren. Doch der Dauphin that ihnen Einhalt. „Er ist ein Verräther," sagte er: „aber laßt ihn leben!" Als der König diesen Vorfall erfuhr, suchte er die Hitze seines Sohnes gut zu machen, denn er setzte noch sein einziges Vertrauen auf die militärischen Talente Marmonts. Es wurde eine Versöhnung, wie sie bei Höfen gewöhnlich sind, zu Wege gebracht.

Vom 29sten an, bis zu den Tagen, wo der König sich endlich entschloß, Frankreich zu verlassen, wurden noch eine Menge Plane zur Rettung der königlichen Sache gemacht, aber eben so schnell wieder aufgegeben, weil alle unausführbar waren. Die königliche Familie mußte endlich selbst einsehen, daß mit dem 29sten das Königthum der ältern Linie Bourbon aufgehört, daß Carl sein Schicksal erfüllt hatte, und daß die Aehnlich-

keit, welche längst zwischen seinem Hause und dem der Stuarte Statt fand, bis zur treffendsten Gleichheit gediehen war.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß Carl X. seitdem das Land seiner Väter verlassen hat und nach England gewandert ist. Noch hallt durch ganz Europa der tiefe Eindruck nach, den die Ereignisse im Juli in allen Herzen erregt haben. Eine Nation, die auf dem Punkte stand, ihre theuersten Rechte zu verlieren, hat eine beneidenswerthe Freiheit errungen, und die erhabene Stellung, welche sie früher besaß, wieder eingenommen; eine Partei, welche Viele schon verloren glaubten, ist als Siegerin aus dem glorreichen Kampfe hervorgegangen; ein königlicher Greis, der vor weniger als zwei Monaten das schönste Land Europa's sein Eigenthum nannte, mußte in der Fremde, bei dem Erbfeinde der Nation, die er beherrschte, mit Sohn und Enkel eine Ruhestätte suchen. Frankreich hat das Unglück seines ehemaligen Gebieters geachtet. Ahmen wir diesem edlen Beispiele nach. Es ist wahr, Carl X. ist selbst Schuld an seinem Sturze; er darf durchaus Niemand als sich selbst anklagen, aber vergessen wir auch seine Erziehung und die Verhältnisse nicht. Er ist der Sprößling eines Hauses, dessen Kraft seit langer Zeit verwelkt ist. Er wurde in allen Verderbnissen der alten Regierung erzogen, und wenn auch von Natur ein Funke edler Anlage in ihm gewesen wäre, so mußte er durch eine solche Erziehung erstickt werden. Später ist er freilich mit seinem Hause in die Schule des Unglücks gegangen, aber das wieder aufglänzende Glück hat die besseren Lehren verwischt. Und wie konnte er jemals mit den Franzosen sympathisiren? Sie haben seinen Bruder, den unglücklichen Ludwig XVI., hingerichtet; sein Sohn, der Herzog von Berry, wurde ermordet; die Wieder-Einsetzung seiner Familie öffentlich durch die Presse, ja selbst auf der Rednerbühne (von Manuel) als ein Unglück Frankreichs dargestellt.

Seine Freunde bestanden aus Leuten, die, wie er, dem neuen Frankreich abhold waren; sein täglicher Umgang erinnerte ihn an die alte Regierung, an den Zustand von Frankreich, wie er in seiner Jugend gewesen war. Und an diese Menschen fühlte er sich nicht bloß durch das Band gleicher Gesinnung, sondern selbst durch eine Tugend, durch Dankbarkeit gekettet, denn sie selbst oder ihre Väter hatten mit ihm früher das Unglück getheilt. Er war sich bewußt, daß er weder die Liebe noch die Achtung der Franzosen gewinnen konnte; darum ist es natürlich, daß er nach einer unbegränzten Herrschaft strebte, in deren Besitze er sich über den Mangel dieser beiden Gefühle wegsetzen konnte. Er that, was Jeder in seiner Lage wünschen, und Viele versuchen würden.

Andererseits wird Niemand die Franzosen tadeln, daß sie ein unerträgliches Joch abgeschüttelt, und die Freiheit, welche sie durch ihre hohe politische Bildung und durch edle Mäßigkeit im Siege so wohl verdienten, erstritten haben. Aber wo ist denn der Fehler? Wen hat man anzuklagen? Die Wahrheit zu gestehen, sind die Ereignisse vom Ende Juli nur die Saat, welche aus dem Saamen, den man im Jahre 1814 säete, nothwendig früher oder später aufgehen mußte. Die Restauration ist Schuld an Allem! Man hätte damals sich fragen sollen, ob die Bourbons auch die Fähigkeit besitzen, eine Nation, wie die französische, zu regieren. Diese Frage hätte man bestimmt verneinen müssen; denn die Ereignisse von 1789 bis 1791 haben nicht nur die Unfähigkeit Ludwigs XVI., sondern auch die seines Hauses klar dargethan; wäre nur ein einziger Prinz von hervorstechendem Talente damals vorhanden gewesen, so hätte die Revolution unter seinem Einflusse höchst wahrscheinlich eine veränderte Richtung genommen. Dieß übersahen die hohen Häupter, welche im Jahre 1814 über die Zukunft Europa's entschieden, sie betrachteten die französische Nation als ein Eigenthum, das

man seinen früheren Besitzern, den Bourbons, wieder herausgeben müsse. Man vergaß, daß die Krone nicht bloß ein unerschöpflicher Quell von Schätzen und Genüssen, sondern auch ein Amt ist, zu dessen Führung gewisse Bedingungen erfordert werden.

Das Jahr 1815 und die Rückkunft Napoleons hat den gemachten Fehler offen hingelegt. Unbegreiflich aber ist es, daß man ihn noch einmal wiederholte. Es erhoben sich damals Stimmen, welche die Nothwendigkeit, den Franzosen freie Wahl zu lassen, deutlich genug bewiesen. Aber die hohen Diplomaten behandelten diese Männer als Träumer, welche den Weltlauf nicht kennen. Die Bourbons bestiegen zum drittenmale den Thron, und haben ihn zum drittenmale verloren. Aber was in den Jahren 1814 oder 1815 ohne Störung geschehen konnte, das wird jetzt große Erschütterung nach sich ziehen. Man kann sich nicht täuschen, der fernere Frieden in Europa ist sehr zweifelhaft. Zwar wünschen alle großen Monarchen und ihre Minister die Fortdauer der Ruhe, aber die Umstände, die Verhältnisse sind weit mächtiger als selbst der Wille des gewaltigsten Herrschers. In Europa wird jetzt nach zwei ganz verschiedenen Grundsätzen regiert, und früher oder später, wahrscheinlich aber bald, wird eine Collision entstehen, ohne daß es Jemand will. Unheilbringend steht Italien da; es wird den Feuerbrand auf Europa schleudern. Was aber auch in dem dunkeln Schooße der Zukunft liegt, so tragen Diejenigen die Schuld, welche im Jahre 1815 den Rath der Klugheit verschmäht haben.

---

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

SBB013401376202

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Frankreich in den letzten Tagen des Juli 1830 mit besonderer Rücksicht auf Paris

Stuttgart 1830

Bamberg, Staatsbibliothek -- 70.2571
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11736959-4